Bibl. Mont.
789
- 6 -

789 Bibl. Mont.
16
Bibl. Mont. 789-6

<36624897640013

<36624897640013

Bayer. Staatsbibliothek

P. C. Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K. A. in Nürnberg

DAS BLUMENKÖRBCHEN.

Gesammelte

Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Sechstes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das

Blumenkörbchen.

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschicklichkeit, mit der er Alles anfing, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. Es wurden ihm mancherlei kleine Geschäfte in dem Schlosse übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Verstand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus

der großen Welt wieder mit zurückgebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Pallaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können. Allein der gute Mann sehnte sich immer nach dem stilleren Landleben zurück, und da um eben diese Zeit zu Eichburg ein kleines Gütchen, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurück gestellt wurde, so bat Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenslang unentgeltlich, und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Getreide und Holz, als für seine künftige Haushaltung nöthig seyn möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsbaue bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, ward sie ihm durch den Tod entrissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehreren

Kindern allein am Leben geblieben war, und bei dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in Allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blicke einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sie die kleine Haushaltung schon auf das Beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen sah man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geschirre fast wie neu, das ganze Haus war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdies half sie ihrem Vater bei den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Vater wußte durch erheiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Samen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die

sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. So hatte Marie in ihren freien Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede ihr fremde Knospe nachsinnend und rathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie aufbrach, und hatte dann, wann die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht dastand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude," sagte dann der Vater lächelnd. „Mancher gibt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumensamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit." In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies konnte kaum schöner seyn, als unser Garten!" Es ging auch nicht leicht Jemand an dem Garten vorbei, ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude seiner Tochter an den Blumen zu einem höheren Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherlei Gestalten, der reinen Zeich-

nung, dem richtigen Ebenmaaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewohnt, die erste Morgenstunde täglich der Andacht zu widmen, und er stand deßhalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menschliche Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch bei allen seinen Geschäften nicht ein Paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung im Himmel beschäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man, unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen gibt, die Vögel unter dem Himmel ernährt und die Blumen auf dem Felde so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menschen kennen, der sich uns noch unendlich lieblicher und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in Seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie beten, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen betete. Diese Morgenstunden

trugen Vieles dazu bei, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März voll Freude das erste Veilchen brachte, sprach der Vater: „Das holde Veilchen sey dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern versteckt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sey auch du, liebe Marie, ein stilles Veilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verschmäht, nicht bemerkt seyn will, und bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut.“

Als die Rosen und die Lilien in voller Blüthe standen, und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocherfreuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne beleuchtet war: „Die Lilie sey dir, liebe Tochter, das Bild der Unschuld! Sieh, wie schön, wie hell und rein sie dasteht! Der weißeste Atlas ist nichts gegen ihre Blätter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist! Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verletzt;

man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unschuld verletzen!“ — „Die Rose aber,“ sprach er, indem er auf eine hinzeigte, „sey dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Glut, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe.“ Der Vater pflückte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen, und stehen auch in Sträußen und Kränzen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsschwestern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter, und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz sey immer rein, gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen.“

Die schönste Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Rosen-

stock, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten stand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die schönsten goldgelben und purpurgestreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich schön und war ganz mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete es jeden Morgen. „O wie schön," rief sie entzückt, „wie herrlich roth und weiß! Es ist, als wenn das ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumenstrauß wäre!" Eines Morgens kam sie wieder — da hatte der Reif die Blüthen zerstört. Sie waren bereits gelb und braun, und schrumpften an der Sonne zusammen. Marie weinte über den traurigen Anblick. Da sprach der Vater: „So verderbt die sündliche Lust die Blüthe der Jugend. O Kind, zittre vor Verführung! Sieh, wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machest, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten — ach, dann würde ich noch schmerzlichere Thränen weinen, als du jetzt weinest. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken." Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruck.

Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen

ihres Gartens heran — blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bei dem Anblick seiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweites Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse.

Einstens, an einem lieblichen Morgen zu Anfang des Maies, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidensprossen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flocht. Da fand sie die ersten Maiblümchen. Sie pflückte einige davon, und machte zwei Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für sich. Als sie auf dem schmalen Fußsteige durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia,

die sich gewöhnlich in der Residenzstadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse zu Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beiden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmchen erblickte, etwas seitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen.

„Ei, gibt es denn schon Maiblümchen!“ rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie bot sogleich jeder der beiden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „O nicht doch; ich nehme nichts. Gönnen Eure Excellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalien noch öfter Maiblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Maiblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalie fand an Mariens gutem, natürlichen Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungekünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche

Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Maiblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfter nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deßhalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedenke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertiget. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gern zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinflocht.

Am Morgen des Geburtstages der Gräfin Amalie pflückte nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige,

und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abstachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzchen von Vergißmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos, und die blauen Vergißmeinnicht nahmen sich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln, und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Putztische. Ihr Kammermädchen stand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfschmucke für das heutige Fest beschäftiget. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind!“ sagte sie, „du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — so schön, so geschmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah.

O komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf, nahm Marien freundlich bei der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O sehen Sie doch, Mama,“ rief sie schon unter der Zimmerthüre, „was für ein unvergleich schönes Geschenk mir Marie brachte! Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen gibt es wohl auch nicht.“

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That,“ sagte sie, „es ist sehr schön! Ich wünschte es gemalt zu besitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstück, als je der größte Maler eines gemalt hat. Es macht Mariens gutem Geschmacke sehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre.“

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!“ sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeschenkt,“ sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, „dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meinest du, daß sich wohl am besten für sie schicke?“

Amalia sann einige Augenblicke nach. „Ich denke,“ sagte sie hierauf, „ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen

und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut, als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben heraus gewachsen. Für Marie aber gibt es noch ein schönes Festkleid. Zurecht machen kann sie es sich selbst; sie ist dazu geschickt genug. Wenn es Ihnen also nicht zu viel wäre, so will ich es ihr schenken.«

»Thu' das!« sagte die Gräfin. »Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen.«

»Geht jetzt, gute Kinder,« sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, »und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde der Tafel seyn, und anstatt des Aufsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß ich Amalien!«

Amalia eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen, und sagte: »Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?« — »Nein!« sagte Amalia, »ich werde es Marien schenken.« »Das Kleid?« rief Jettchen schnell. »Weiß das die gnädige

Mama?“ — „Bringe du das Kleid,“ sagte Amalia ernst, „und für das Uebrige laß mich sorgen.“

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte!“ sagte sie. „Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen!“ Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie,“ sagte Amalia, „es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freilich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen setzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung,

es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist du böse Jettchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm,“ sagte Jettchen, „wenn ich böse wäre, weil Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen,“ sagte Gräfin Amalia; „ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!“

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleide voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte aber über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidisch, und was das Schlimmste wäre, dich eitel machen. Sey daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, auserlesenste Anzug.“

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammen gelegt, und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie,“ sprach sie, „was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gib ihn doch geschwind her, sonst gibt das eine schreckliche Geschichte. Gib geschwind; dann läßt sich die Sache noch vermitteln.“

Marie erschrak, daß sie todtenbleich wurde. „Ach Gott,“ sagte sie, „was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand.“

„Marie,“ sagte die Gräfin Amalia wieder, „ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt willen, gib mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bei tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine

Kleinigkeit an. Gib ihn mir, und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden.«

Marie fing an zu weinen. „Wahrlich,« sagte sie, „ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, vielweniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, Niemanden etwas zu nehmen.“

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilfertig in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sey. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an dem Tischecke halten, und auf die Bank niedersetzen mußte.

„Kind,« sprach er, „einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist aber noch das Wenigste. Denke an das Gebot Gottes: „Du sollst nicht stehlen.“ Für eine solche That sind wir nicht bloß den Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und Seiner heiligen Gebote vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden

und dich zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es, und gib den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie sagte weinend und schluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurück gestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!“

„Sieh,“ fing der Vater wieder an, „der Engel, die junge Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es so gut mit dir meint, die dich diesen Augenblick erst so reichlich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du den Ring, so sag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sey aufrichtig und lüge nicht.“

„Vater!“ sagte Marie, „Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume oder eine Hand voll Gras von der Wiese eines Andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas so

Kostbares. Glaubt es doch, Vater! Ich habe Euch ja in meinem Leben nie belogen!«

»Marie,« sagte der Vater noch einmal, »sieh meine grauen Haare an! Bring' sie nicht mit Herzeleid unter die Erde! Erspar' mir diesen Jammer! Sag' es vor Gott — zu Dem ich bald zu kommen hoffe, und Der keine Diebe in seinen Himmel eingehen läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!«

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: »Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will; so gewiß habe ich ihn nicht.«

»Nun,« sagte der Vater, »so glaub' ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sey du es auch, Marie, und fürchte nichts. Es gibt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchteu haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns seyn werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und Der rettet uns gewiß, und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag.«

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren, schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — so ist er weg! Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ Niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie alles zwei-, drei-mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?“ —

„Das begreife ich auch nicht!“ sagte der Vater. „Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt seyn sollte“ — sagte er mit einem Blicke zum Him-

mel — „sieh, Herr, hier bin ich! Nur Deine Gnade gib mir, o Gott, und es es ist mir genug.“

„Wahrhaftig,“ sagte die Gräfin, „ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marie nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß ich ihn gewiß bringe!“ — — „Lebt wohl!“ sagte Amalia noch. „Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?“ Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß eines sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stützte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren floßen über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blickte weinend zu ihm auf, und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!“

Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen, und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken.“

„O Vater,“ fing Marie wieder an, „was kann dies für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden sollet, das ist mir das Schrecklichste!“

„Vertrau' auf Gott,“ sagte der Vater, „und sey unverzagt. Gegen seinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kommen wird, ist alles von Gott — also gut, und zu unserm Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schrecken, und bleibe immer genau bei der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verletze dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Hauptkissen — auch im Kerker.“

„Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr trösten können, gute Marie! Halte dich also desto fester an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschützer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!“

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgerissen —

der Justizamtmann, der Aktuar, und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrei und umfaßte ihren Vater mit beiden Armen. „Reißt sie auseinander!“ rief der Amtmann, und seine Augen funkelten vor Zorn. „Die Tochter legt in Ketten, und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besetzt und bewacht, und laßt Niemanden herein, bis ich und der Aktuar Alles selbst genau durchsucht haben.“

Die Gerichtsdiener rissen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt aus den Armen und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Straße heraus brachte, war schon eine Menge Leute zusammen gelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stünde es im Brande. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von Manchen beneidet. „Nun weiß man doch,“ sagten sie, „woher ihr Ver-

mögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — ist es keine Kunst, besser zu leben, und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken.«

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: »Ach Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen! Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? Doch — vielleicht ist es nicht so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen. Und wäre es auch, nun so wolle Gott ihnen beistehen, daß sie ihren Fehler erkennen, sich bessern, und dem großen Unglücke, daß ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz sicher sind!«

Von den Kindern des Ortes standen da und dort einige beisammen und weinten. »Ach,« sagten sie, »wenn man sie einsperret, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun!«

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, betete und sank dann, von Schrecken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war es bereits Nacht. Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meinte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. Sie fing schon an, sich zu freuen — allein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rasseln derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschrocken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun,“ rief sie, und sank auf die Knie, „als diese gefesselten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blicke in dieses Gefängniß, und sieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! O gib doch nur

wenigstens ihm Trost in das Herz, und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!" —

Ein Strom von Thränen floß bei dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erstickten ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jetzt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine schwarze Eisengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab. Marie konnte am Widerscheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rohen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Hälmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bei dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblicke sie einen alten Freund. „Kommst du," sagte sie, „lieber Mond, und siehst du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkämmerlein schienest, damals glänztest du viel schöner und heller, als jetzt durch dieses dicke, schwarze

Eisengitter. Trauerst du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freilich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! — Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick sehen könnte! Du, lieber Mond, blickest vielleicht jetzt auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!«

„Aber wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir diese eiteln Reden, lieber Gott! Du o Gott, blickest in das Gefängniß meines Vaters! Du siehst ihn und mich! Du schauest in unser Beider Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O sende Du ihm Trost in seinen Leiden!«

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen eine halbgeöffnete Rosenknospe und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Brust gesteckt. Diese Blumen hauchten die süßen Wohlgerüche aus. „Seyd ihr noch da, ihr lieben Blümchen,“ sagte sie, als sie das Sträußchen erblickte, „und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr schuldlosen Geschöpfe? Womit habt denn

ihr es verdient? Doch, das sey mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, als ihr.«

Sie nahm das Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach,“ sagte sie, „als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospe, und an dem nahen Bächlein diese Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker liegen würde! — Als ich jene Blumenkette um das Körbchen wand, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist Alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldlosesten Handlungen Anlaß geben können! Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen.«

Sie weinte aufs Neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospe und die Vergißmeinnicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Derjenige, der die Blumen nicht vergißt, und sie mit Thau und Regen tränkt,“ sagte sie, „kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfle Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürstenden Blumen mit reinem Thau des Himmels füllest!«

Mit Thränen gedachte sie jetzt ihres Vaters. „O du guter Mann!“ sagte sie; „wenn ich dieses

Sträußchen da so betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne!«

„Diese Rosenknospe da blühte aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese aufblühende Rose früher hätte aus der festverschlossenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte nach und nach, gleichsam mit sanftem leisem Finger, diese zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen! Ich will also geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da ist!«

„Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergissest! — Sie sind blau, diese zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sey mein Trost bei allen Leiden dieser Erde!«

„Da ist eine wohlriechende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so, freudig blühend, wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporschwingen.«

„Diese Resede hier ist es vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch. Dir will ich auch gleichen — auch Denen gut seyn, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten rissen, und in diesen Kerker warfen!“

„Hier ist ein Zweiglein Sinngrün. Dieses bleibet auch im Winter frisch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jetzt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!“

„Da sind noch ein Paar Lorbeerblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorbeerkranz, der Allen, die hier auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist. O mir ist es, ich sähe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen ewiggrünen Siegeskranz! Ihr Blumen der Erde seyd wie ihre Freuden alle vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist.“

Eine finstere Wolke verdunkelte jetzt plötzlich

den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr aufs Neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuvor. „So,“ sprach jetzt Marie, „kann die Unschuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt sie doch wieder hell und schön. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jetzt eine schwere Wolke bösen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen.“

Marie legte sich jetzt wieder auf ihren Bund Stroh nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandle beim Mondscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterer Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle Blumen des Gärtchens blühten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an seinem Halse die süßesten Thränen, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube, mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtische, der vor Alter bereits schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: „Mich betrügest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du; Niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!“

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und hab' ihn nicht!“

„Man hat den Ring in deinen Händen gesehen!“ fuhr der Richter fort. „Was sagst du nun dazu?“

Marie betheuerte, das sey unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde hereingeführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen, zu den Leuten im Schlosse gesagt: „Den Ring hat Niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herabkommen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblick erschrocken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig seyn und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, wie so manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie, könnten auch noch andere honette Personen in Verdacht bringen."

Man nahm Jettchen beim Worte; sie sollte jetzt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme

ihres Gewissens kein Gehör. Sie dachte: „Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt, oder gar eingesperrt!“ Sie bestand daher auf ihrer Lüge, und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bei dir gesehen.“

Marie entsetzte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte bloß, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bei mir. Wie magst du doch so entsetzlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, so unglücklich machen!“

Allein Jettchen, die nur auf ihren eignen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte sich gar nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du bist überwiesen!“ sagte der Richter hierauf zu Marien. „Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast.“

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter sie schlagen bis aufs Blut. Marie schrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sey unschuldig — allein alles half

nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Blaß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsetzlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, betete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständnisse zu bringen. „Du hast das Leben verwirkt!“ sagte er. „Du hast verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du aber bekennest, wo der Ring ist, so soll dir nichts weiters mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurück kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwischen Leben und Tod! Sieh, ich meine es gut mit dir. Was wird der gestohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füßen liegt?“ — — Marie blieb bei ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verstockt bleiben, und selbst dein junges Leben nicht achten willst — so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der

Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, so hartnäckig zu läugnen? Meinest du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte?“ Marie erschrak über diese Worte, daß sie fast umsank. „Bekenne,“ sagte der Richter, „daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Sylbe „Ja!“ kann dein und deines Vaters Leben retten!“ —

Dies war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Allein sie dachte bei sich selbst: „Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde! Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen — und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles Uebrige getrost Dir überlassen.“ Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber“ — fuhr sie fort — „wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen.“

Von diesen Worten wurden alle, die zugegen waren,

gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bei Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag," sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, „und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß Jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sey unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders seyn, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben."

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er saß beinahe den ganzen Tag über den Prozeßakten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten

Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse holen, und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob," fing er an, „ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben Jemanden mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesetzen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme, und so der Schaden gut gemacht würde, so könnte sie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt sie aber fort, so hartnäckig und boshaft zu läugnen, so ersetzt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Geht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurück zu geben, und ich gebe Euch die Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht sterben, sondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr seyd Vater; Ihr vermögt Alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seyd, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut."

Der Vater sagte: „Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat, und es also auch nicht bekennen kann, weiß ich schon zuvor. Ich will indeß alles versuchen und ich sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es dennoch unschuldig hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!“

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann stillschweigend in Mariens Gefängniß, stellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselchen mit Mariens Nachtessen und der irdene Wasserkrug noch unberührt da standen, ging dann wieder hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete, und den düsterrothen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrei, fuhr so heftig, das ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest in seine Arme. Beide schwiegen lange, und ihre Thränen flossen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater,“ fiel ihm Marie in in das Wort, „Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an

meiner Unschuld zweifeln! Ach Gott," fuhr sie weinend fort, „so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen."

„Sey ruhig, liebes Kind, ich glaube dir!" sprach der Vater. „Es ward mir bloß befohlen, dich so zu fragen." Beide schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöst und flogen zerstreut umher. „Armes Kind," sprach er, „Gott hat dir ein schweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!" —

„Ach Vater," sagte Marie, „um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!"

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind," sagte der Vater. „Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß sie dir das Leben nehmen."

„O," rief Marie freudig, indem sie den Vater

unterbrach, „wenn dies ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist Alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel wieder sehen! O wie freue ich mich darauf!"

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob," sagte er endlich, und faltete die Hände, „Gott Lob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone und Freude seines Alters so zu verlieren! — Doch" schluchzte er mit gebrochener Stimme, „Herr, Dein Wille geschehe. Du verlangest ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm sie hin! In Deine Hände übergebe ich sie, mein Liebstes auf Erden; da ist sie am Besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am Besten versorgt. — Ach, es ist doch besser, liebe Marie, du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderbten Welt verführt, deiner Unschuld beraubt, und zu Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeih, daß

ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr gut — werth unter die Engel des Himmels versetzt zu werden; aber die Welt ist böse, sehr böse; Alles ist möglich, und selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so seyn sollte, getrost, meine Tochter. Noch stirbst du in deiner Unschuld. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch seyn mag. Du wirst dann als eine reine unbefleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — ins Paradies versetzt!«

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Worte. „Doch, noch Eines!« sagte er über eine Weile. »Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeihest ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Kerker, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glücklicher, als sie in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeih ihr, Marie, wie dein Erlöser Seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst Alles von Gott?« — Marie betheuerte es.

„Und nun," fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, „empfehle ich dich

Gott und Seiner Gnade — und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jetzt das letzte Mal seyn, daß ich dich erblicke, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! Denn diesen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.«

Der Gerichtsdiener trat jetzt wieder herein und mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurückhalten, und umschloß ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtseyn sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheuere ich es,« rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, „sie ist unschuldig. Mein Kind ist keine Diebin.«

„Ich möchte es bald auch glauben,« sagte der Richter, „allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheurungen richten, sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal liegt, und der Buchstabe des Gesetzes es mir vorschreibt.«

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausgehen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stunden lang mit dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinnen, Mutter und Tochter, baten mit Thränen in den Augen, Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den rasselnden Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankünden. Der Scharfrichter reinigte einstweilen die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettchen erblickte auf einem Spaziergange ihn bei dieser Arbeit und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward sehr bestürzt, saß ganz bleich bei dem Abendessen, rührte nichts an, und Jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe sey. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebstahls und hartnäckigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf immer in das Zuchthaus geschickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; Beider Habschaften aber sollen zu einem, wie wohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie solle mit ihrem Vater über die Gränze gewiesen werden, und er gebot, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie

sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbei geführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel nach der Meinung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschickt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Diese Furcht war nun verschwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böses Herz gewannen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalia hatte einmal, als sie Mariens Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu Jettchen gesagt: „Bring mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen.“ Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jetzt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder,“ sagte sie zu Marie. „Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben.“ Sie warf

Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnischem Lachen wieder in das Schloß zurück, und schlug die Thüre mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit Thränen in den Augen auf, und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es, so wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann, müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen, und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter,“ sagte er, und schloß Marien in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen, und hob sie mit den seinigen empor — „vor Allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt hat unter Seinen freien Himmel und an die frische Luft; daß Er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel,

der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und betete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost Deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Sieh, bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir! Blick herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in Deinen Schutz! Sey Du unser Begleiter auf den rauhen Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getrost sterben können. Ja, dieses Plätzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen auf Dich und im Glauben an Dich wandern wir getrost dahin.“

Da Beide so gebetet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein hoher, fröhlicher Muth in Beider Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tags auf einen Hirsch angestanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob," sagte er, „seyd Ihrs? Ich meinte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach Du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschickt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!"

„So weit der Himmel blau ist," sprach Jakob, „ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet Seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel."

„Lieber Gott!" fing der Jäger wieder mitleidig an. „Man hat Euch ja fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!"

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!" sprach Jakob.

„Und mit Geld," fragte der Jäger wieder, „werdet Ihr auch nicht versehen seyn?"

„Wir haben ein gutes Gewissen," antwortete

Jakob; „da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte.“

„Redet doch,“ sagte der Jäger, „Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?“

„Dieses leere Körbchen da zu meinen Füßen,“ sprach Jakob, „ist unser ganzes Vermögen. Was meint Ihr wohl das es werth seyn könne?“

„Mein Gott,“ sagte der Jäger bekümmert, „einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das seyn!“

„Nun,“ fuhr Jakob lächelnd fort, „so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwei gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerei noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beschäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir drei tausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler baaren Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob,“ sagte der Jäger, „daß Ihr es so nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunst auch

noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jetzt hin?«

»Weit fort,« sprach Jakob, »wo uns kein Mensch kennet — wo uns Gott hinführt.«

»Jakob,« sagte der Jäger, »nehmt doch diesen starken, dicken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dort zu ersteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisestab! Und da,« fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, »habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.«

»Den Stab,« sprach Jakob, »will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, gehört es dem Grafen.«

»Alter, ehrlicher Jakob!« sagte der Jäger, »habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um seine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestreckt, und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jetzt wieder in bessern Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld ist Euch recht von Gott beschert.«

»Nun, so will ich es denn nehmen,« sprach Jakob, »und Gott wolle es Euch in etwas An-

derem wieder ersetzen. Sieh, Marie,“ sagte er hierauf zu seiner Tochter, „wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfange unserer Reise für uns sorgt. Da schickt Er uns, bevor wir die Gränze verlassen, noch unsern alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat Gott unser Gebet schon erhört. Darum sey fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen.“

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie!“ sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. „Ich habe Euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte Euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bei Euch eintreffen: Ehrlich währt am Längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite Euch!“

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bei der Hand, und wanderte mit ihr die Straße durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch seyn. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchem andern wurde ihnen mit Murren bloß ein Stücklein trocknes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Allein Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stücklein herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten sie noch froh seyn, in einer Scheuer übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Straße sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten

Manne übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angst beinahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser umher — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Knien auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblickte sie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bei dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme flehte sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beide schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann' doch ein Roß an das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser, und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel

herum schlecht und eine starke halbe Stunde weiter sey, eilte sie mit dem Wasser und dem Weinessig auf eben dem Wege, den sie gekommen war, zurück, um desto eher bei ihrem Vater zu seyn.

Als sie bei ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin bereitete ihm ein gutes Bett. Marie behalf sich, um immer bei ihrem kranken Vater zu seyn, gerne auf der Bank. Die Krankheit war bloß Entkräftung, die von der schlechten Kost, dem elenden Nachtlager und den Mühseligkeiten der Reise hergekommen war. Die gute Bäuerin gab Alles her, was ihr Haus vermochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie sparte weder Mehl noch Eier, weder Milch noch Butter — sogar einige alte Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kraftlosen Greise kräftige Suppen zu kochen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da,“ sagte er lächelnd zu der Bäuerin, „brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun.“

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und für das Geld, das sie ausgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott,“ sagte sie, „so gibt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen.“

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabei die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meisterin im Stricken und Nähen, und nähte und strickte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nahrung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder auffseyn konnte. Alle die Tage seines Lebens mochte er nie müßig seyn. Er suchte daher seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb verfertigte. Er hatte ihren Geschmack vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidenspros-

sen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrzahl eingeflochten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alle im Hause bewunderten die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hocherfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun sind wir euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“

Allein der Bauer nahm ihn bei der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob! Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum wollet Ihr denn fort? Ihr seyd sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts!“

Die Bäuerin trocknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bei uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter ist vor der Thür! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs Neue krank werden?“

Jakob versicherte, daß er nur deßwegen gehen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ei was beschwerlich," sagte der Bauer; „habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stüblein seyd Ihr uns nicht im Wege, und was Ihr brauchet, verdient Ihr ja!"

„Ja wohl," sprach die Bäuerin, „das verdient Marie allein schon mit Stricken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neulich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gern solche Körbe haben. Ich will Euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen."

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeigten darüber die aufrichtigste Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Haushaltung zu führen. Das Stüb-

chen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerherde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strickte oder nähte, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und Alle im Hause hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum Besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit, es gehörig zu bauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbste Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie vom Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherlei Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichem Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesamen einkaufte, auch einige Rosenstauden,

Lilienzwiebeln, Aurikelstöcklein, Samen von Goldlack, Levkojen und andern schönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehrere in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in Allem, was er that.

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er wußte immer etwas Neues zu sagen.

Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll Freude. „Wohl!“ sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. „Wer sucht, der findet.“ — „Aber höre,“ fuhr er fort, „es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornhecken wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte ge-

glaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen seyn sollten. Bleibe du nur von Herzen fromm und gut, mein Kind, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen."

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offene Thüre in den Garten gerathen, und mit beiden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dörnern jämmerlich zerstochen. Auf sein Geschrei liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbei. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben dem Rosenstrauche und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir großen Kinder manchmal auch!" sagte Jakob. Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beiden Händen darein. Der Eine richtet sich durch Tanz und Spiel, der Andere durch Trunk

oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann steht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft. Er soll daher nicht bloß seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln.«

An einem schönen heitern Sonntagsmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die ersten Lilien ausgeschlagen, und im Glanze der aufgehenden Sonne lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

»Wie schön hell und weiß, wie rein und fleckenlos, sie ist,« sagte die Bäuerin.

»Ja wohl,« sprach Jakob mit Rührung; »o daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und fleckenlos seyn möchte! Dies wäre ein erfreulicher Anblick für Gott und für Seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt.«

»Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!« sagte der Bauer.

»Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt!« sprach Jakob. »Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmanns sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen und vergessen darüber so

leicht den Himmel. Die schöne, aufrecht stehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bei all unserer Mühe und Arbeit aufwärts blicken und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann.“

„Alle Gewächse,“ fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, „auch die zartesten Grasspitzen streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!“

Eines Tages setzte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweifache Geschäft, liebe Tochter,“ sagte der Vater, „sollte das Eine Geschäft unsers ganzen Lebens seyn. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt seyn, Gutes hinein zu pflanzen und das keimende Böse auszurotten; sonst verwildert es. Wer aber diese zwei Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern.“

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen unschuldigen Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe sehr vergnügt zugebracht, und ihrer ehemaligen Leiden beinahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und er befand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das der liebevollen Tochter manchmal sehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte, und erst jetzt im Herbste in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerstreut auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch!“ sagte der Vater. „In der Jugend gleichen wir wohl einer frischaufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen, und unsere Blüthenzeit ist sehr kurz, und schnell vorüber. Bilde dir also, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenleiter stehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb legte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da, und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten seyest, und der Herr Seines großen Gartens, der Welt, Sich deiner freuen möge.“

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedecken. Aber sey getrost! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, und als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt, und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht: so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen wirst, sey dir ein Bild der Auferstehuug und Unsterblichkeit.“

Marie blickte ihren Vater an. Zwei große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrak und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Elftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob sehr krank. Marie bat ihn, den Arzt des nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu holen. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arzenei, und Marie begleitete ihn unter die Thüre heraus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde. Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bei seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sey. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte. Doch trocknete sie ihre Thränen, und suchte sich, ehe sie wieder zu ihrem Vater hineinging, zu erheitern, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm Alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bei ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so

konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrak sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie betete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm Alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine letzte seyn werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie sagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar Niemand mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind,“ sprach der Vater, und bot ihr freundlich die Hand aus dem Bette.

„Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was solltest du sie nicht finden! Gott gibt sie dem Spatzen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben? Der Mensch braucht wenig, und auch dies nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sieh, meine einzige Sorge ist die, daß du immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gott Lob! jetzt noch bist.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist, und was für schlechte Menschen es gibt. Leider gibt es Menschen, die sich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Geboten, und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen, und dir schmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgaukeln — so höre sie nicht an, und achte nicht auf sie. Nimm nie, nie ein Geschenk von ihnen und glaube

ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen.“

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir Jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlest du diese Gluth auf deinen Wangen. Laß dich diesen Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nachgibst, dann bist du in Gefahr, verloren zu seyn auf immer!“

„O Marie! in deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblicke haben, in denen du Lust zum Bösen fühlest, und dich gerne überreden möchtest, es sey nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht, und stets in dein

Herz blickt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen.“

„Sieh mich noch einmal recht an, Marie! O wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der Versuchung laß es dir seyn, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!“

„Gutes Kind! Du betrachtest mein blasses, abgezehrtes Aussehen mit Thränen. O sieh da, daß Alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blühendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jetzt bist. Auch du wirst einst so blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hinwegnimmt! Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen

den Edelsteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jetzt mein einziger Schmerz.«

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost.«

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich es dir sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu; denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich genießen mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer Gartenlaube zu Eich-

burg oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maaße finden.«

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, als deine Mutter starb, da glich mein Herz den dürren, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete ich auch nach Trost; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, trockenen Erde gleicht. Aber sey dann unverzagt! Die Erde dürstet nicht umsonst nach Regen; Gott sendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Trost bei Gott; dieser Trost wird dein Herz erquicken, wie den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquikender Regen."

„Habe, liebes Kind, stets ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes heilige Vorsicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, Alles zum Besten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden.«

„Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unserer mühseligen Reise draußen an der Straße krank darnieder sank. Sieh, dieser Krankheit bediente sich

Gott, uns dieses ruhige Plätzchen, auf dem wir bei diesen guten Landleuten nun schon über drei Jahre so vergnügt leben, zu verschaffen. Ohne diese Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht so aufgeregt worden; sie hätten uns etwa eine Schüssel frische Milch und ein Stück Brod vorgesetzt und uns dann wieder weiter ziehen lassen. Ohne diese Krankheit hätten wir und diese lieben Leute einander nicht so gut kennen gelernt, und einander nicht so liebgewonnen. Alle Freuden, die wir hier genossen, das Gute, das wir vielleicht hier stifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unsers Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bäche, sogar in Sümpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat Er auch allen Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so, daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag.“

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieser Segen sey jetzt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meintest du wohl, du seyest glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeint, daß Er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühtest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen.“

„Er, der gute, treue Gott, wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebet erhört! — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe;

was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können.«

»Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf daß liebreichste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüßig seyen. Wo dich deßhalb Seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch seyn möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade diese Lage nothwendig sey, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen.«

»Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthume und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versetzt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist.«

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird Er dir auch noch diese meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen.“

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du aufs Neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas so Fürchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beisamen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmückt seyn werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner setzte sie aber auch nicht dahin, damit sie da bleiben und aufeinander vermodern sollten — nein, sondern damit sie im offenen Lande, an Gottes freier Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einst herrlicher blühen möchten. Du freutest dich ja allemal, wenn ich die kleinen Pflänzchen aushob, ja, du

mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Behältnisse zu enge würde; du warest froh, wenn sie nun im Lande waren und sagtest: „Wie wohl wird es ihnen jetzt seyn! Ich meine, ich sehe es ihnen an.“ Solche schwache, arme Pflänzchen sind wir Menschen auch; ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrliches aus uns werden. Deßhalb versetzt uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen, herrlichen Gottesgarten — den Himmel.“

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es seyn, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten, an den schönen Frühlingsmorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird zu dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, zum Paradiese verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jetzt kommen. O sey doch fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beisammen, und scheiden unter

Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bei einander wohnen, und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, so vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewige Freude nicht, die uns im Himmel bereitet ist! Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt schon darauf!« — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Samenkörnlein, das in ein gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freilich betrübt, liebes Kind,“ sagte er, „und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich den Samenkörnlein, die bei einem milden, sanften Frühlingsregen ausgesäet werden.“

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrei gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sey. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte erbauende Gespräche mit ihm, und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder hereingerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun gebeichtet, und meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen.“

Marie erschrak und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine nahe Todesgefahr zu Sinn kam. Allein sie faßte sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater,“ sagte sie; „was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?“

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebete zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen flossen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, betete — und zerfloß in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und alle Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bei, und allen standen die Zähren in den Augen. „Jetzt," sagte Marie nachher, „ist es mir recht leicht um das Herz; und ich bin recht getröstet; die christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!"

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen zu sehen, wie er sich befinde. Marie fragte fast allemal: „Meint ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?"

Die Bäuerin antwortete einmal: „O mein Kind!

Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.«

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die schwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Finken mit Schrecken. Die hervorsprossenden Schneeglöcklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblick. „Ach Gott," sagte sie, „Alles lebt neu auf und alle Welt hofft! Soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch" — setzte sie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — „nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!«

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu, und das letzte Gebet Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bei ihm. Der Mond schien so helle durch die Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie!« fing der Vater an, „lies mir doch das schöne Gebet

Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gib das Buch mir her,“ sagte er, „und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh,“ sagte er, „dies soll mein letztes Gebet für dich seyn.“ Er zeigte auf die Stelle, und betete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligster! Bewahre Du sie in Deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bei ihr in der Welt war, suchte ich sie in Deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht, daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in Deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gib, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!“

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!“

„Ja,“ fuhr der Vater fort, „liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit

sehen, die Gott Ihm vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen.«

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte und an seinem Munde ersparte, gekauft.

»Liebe Marie,« fing er über eine Weile an, »ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweisest. Du hast das vierte Gebot getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so arm und hülflos ich dich auch in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens seyn. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostete zwar nur einige Kreuzer; allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehrere Goldstücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter

hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, Alle selig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bei aller Müh' und Arbeit doch immer Zeit finden kann — einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich; das befolge; das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“ hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherlei Bücher, die ich in meiner Jugend las. Der tiefe Sinn dieses Spruches ward mir überdies zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth.“

Morgens gegen drei Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig.“

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist!“ sagte der Vater. „Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O wie freue ich mich! Lebe fromm, damit du einst auch dahin kommest!“

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bett, und entschlief — sanft und selig! Marie meinte, es sey etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; sie weckte die Leute im Hause. Alle kamen an das Sterbebett. Als nun Marie hörte, er sey wirklich todt, da umfaßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweiße.

„O du guter, guter Vater,“ sagte sie, „wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht! O Dank sey dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Danke küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte! Jetzt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meintest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für Alles, und verzeih, wenn ich dich

durch kindischen Leichtsinn je betrübte! — O Gott! vergilt Du ihm seine Liebe! — Ach könnte ich jetzt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal seyn, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel gibt, ein ewiges Leben! Das ist jetzt mein einziger Trost.«

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielem Bitten und Zureden, ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bei der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und betete bis an den Morgen. Bevor man den Todtensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. »Ach,« sagte sie, »das letzte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht — als lächelte es, als glänzten jetzt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! O lebe wohl — lebe wohl — guter Vater!« schluchzte sie. »Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben.«

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der

Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuauflebenden Erde seyen ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung,“ sagte sie, „und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich.“

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerschlag so durch das Herz, daß sie fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bat sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bei dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und Jedermann hatte Mitleid mit der armen, verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Zwei große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sey denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verwese, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Frucht.“ Er

sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig ertragen und Allen, die ihn sahen, ein so schönes Beispiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle demselben erwiesene Liebe, und ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfärrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und betete da. „So von Herzen, wie hier am Grabe meines Vaters,“ sagte sie, „kann ich doch nirgends beten. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimwehe nach jenem Vaterlande!“ Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsatze von dem Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Eltern vereiniget zu werden.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem gewesen. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bei aller Schönheit, ein recht widriges Aussehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwiegereltern etwas angenehm seyn würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute

zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Eltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrockenem Herzen, Abends nach vollbrachter Arbeit, zu ihnen zu gehen. Sie saßen fast allemal traurig so beisammen auf der Bank, und er setzte sich zu ihnen, und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja!“ sagte der alte Bauer, „so gehts. Du, Mutter hast dir von dem Glanze des vielen Geldes, und du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drei miteinander gestraft. Wir hätten dem guten Rathe des alten Jakobs folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bei seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht.“

„Weißt du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehntausend Gulden sind aber doch ein schönes

Geld.« Allein Jakob sagte: »Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehören starke Schultern dazu, es zu tragen, ohne daß es einen in den Boden drücke, und einen krüppelhaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnt ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, so wohlthätig und nothwendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ist's, ich höre ihn noch.«

»Du, mein Sohn, sagtest einmal: »Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blühend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: »Eine Blume ist aber nicht bloß schön; sie vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. Sie gibt uns die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes, todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig.« Dies sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals

das größte Glück schien, ist jetzt unser größtes Unglück. Gott gebe uns Seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jetzt nichts mehr zu machen.“ So sprachen die drei mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl einige hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu, und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überlästig sey. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie wußten sich selbst nicht zu rathen und zu helfen. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Marie fragte den würdigen Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie Alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von ihr die Dienste einer rüstigen Bauernmagd; man beladet

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemessen sind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jetzt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürfte dieser seyn, für jetzt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu beten, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreien wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versetzen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bei einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Bete Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird Alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen.

Das liebste Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach,“ sagte sie, als sie ihn weinend dahin setzte, „wenn ich nur immer hier seyn könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!“

Der Rosenstrauch war jetzt mit grünen Blättern geschmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht,“ sprach Marie, „da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstocke.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bisweilen ist er ganz dürr und kahl, und man sieht nichts daran als Dörner. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist.« Die Zeit der Dornen ist jetzt für mich — aber ich will unverzagt seyn; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir in Erfüllung: „Geduld bringt Rosen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verstoßung.

Unter den mancherlei Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie; allein dieses Mal begrüßte sie den anbrechenden Morgen der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehemals an diesem Tage ihrem Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk überreicht, das sie selbst heimlich verfertigte, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und den reinlich gedeckten Tisch mit Blumen geziert. Sie hätte

ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebeten, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blumen zu schmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischen grünen Blättern, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn, und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater,“ sagte sie, „du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da der Bauer

und seine Leute von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwöhnisch war, hatte sogleich Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freilich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter, und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könne, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bei dem Heumachen gewesen sey. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Meinest du, ich wisse es nicht, daß du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle packe dich aus dem Hause. Unter

meinem Dache ist kein Platz für ein solches Gesindel.«

Der junge Bauer sagte: »So spät wirst du sie doch nicht mehr fortschicken! Die Sonne ist ja bereits untergegangen. Laß sie doch noch mit uns zu Abend essen, und behalte sie, da sie den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat, wenigstens noch über Nacht!«

»Keine Stunde mehr,« schrie das rasende Weib, »und du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Scheit aus der Küche, und stopfe dir damit das Maul.« Der Mann sah, daß er durch Zureden das Uebel nur ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Lästerungen nicht; sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld, und bat nur noch um die Erlaubniß von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. »Den kannst du nehmen,« sagte die junge Bäuerin höhnisch, »und wenn du gleich die beiden Grauköpfe selbst mitnehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ohnedem noch lange keine Lust, sie zu holen.«

Die beiden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beide. Sie trösteten in=

deß Marien, so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind,“ sagten sie, „und Gott sey mit dir. Der Segen deines Vaters ist ein wohl aufbewahrter Schatz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich, bei Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwei schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu seyn pflegt.

„Du guter Vater,“ sagte Marie, „ach, daß du

noch lebtest, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bei dir! — Ach so unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebtest doch du noch, liebster Vater, aber jetzt scheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o einen so treuen Beschützer und Freund! Jetzt aber habe ich gar Niemand mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen." Sie brach aufs Neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott," rief sie hierauf und sank auf ihre Knie, „bester Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer

seyn, und mein Herz möchte mir beinahe zerspringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch Niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Eltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lässest ja die schmachtenden Blümlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden sind, sich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickest sie reichlich mit erfrischendem Thau! O erbarme — erbarme Dich meiner!“ Sie weinte aufs Neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen,“ sagte sie über eine Weile, „und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschickt habe, ließe man mich vielleicht nirgends hinein.“

Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benützt. „Auf diesen Stein hier will ich mich niedersetzen,“ sagte sie, „und bei dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal

hier, und sehe dieses geliebte Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin Seine Hand mich führen wird.«

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäste, und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, und sie betete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott,“ schluchzte sie einmal, »hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden solle?«

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bei ihrem Namen: »Marie! Marie!« Sie blickte auf und erschrak. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie ange=

haucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Knie und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt?"

„Liebe Marie!" sagte die Gestalt freundlich, „ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?"

„Gott im Himmel," rief Marie, „ja, Sie sind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?"

Gräfin Amalia hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O kannst du uns, kannst du meinen Eltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen Alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!"

Marie sagte weinend: „Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen Sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dies, daß Sie — Sie, edle Gräfin, und Ihre theuern Eltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sey Dank!"

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blickte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände, und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als ein Kind lag, dessen letztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, daß hier auf dem Grabe steht — — o daß du noch lebtest, daß ich dein Angesicht noch einmal sehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesetzt hätten, du redlicher, alter Diener, so moderte deine Hülle nicht hier,

so wärest du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch unter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Eltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!«

»Ach, gnädige Gräfin!« sagte Marie, »mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebet ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. »Marie,« sagte er kurz vor seinem Ende, »ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft werde deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurück rufen. Versichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalia, die ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen sie war, bis es brach.« Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte.«

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: »Komm, Marie, setze dich hier neben mich auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!«

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie!“ sagte die Gräfin Amalia, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesetzt, und sie mit dem Arme umschlungen hatte. „Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!“

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Eltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor drei Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberst-Forstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den

zwei fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte Abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieser Herren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabei nicht nöthig hatte; denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl und angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher, voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit malerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblick und gefielen mir so sehr, daß ich mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich.

Wir gingen durch das Dorf; die Thüre des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeint als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir,

und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg.

Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grabschriften durchgegangen hatte, sagte mir die Försterstochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmal und keine Grabschrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstock und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe!“ Ich ging hin — und blieb wie versteinert stehen. Sogleich im ersten Augenblick erkannte ich das Körbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, nnd wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte

sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verflossen, daß es bereits Nacht war. „Was ist zu machen?“ sagte ich. Heute ist es freilich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reisen wir ab.“ Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen.

„Das arme fremde Mädchen, die Marie?“ sagte der Schullehrer. „Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bei dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk, doch wenigstens so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten.“

Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bat ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könne; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Eltern zu gehen, ihnen zu sagen, wo ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe

Marie, kam also meine plötzliche Erscheinung. So hat das Blumenkörbchen, unter Gottes Leitung, uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammen geführt.“

„Ja,“ sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, das hat Gott so gefügt. Er hat sich meiner Thränen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt. O, wie gütig, wie liebreich ist Er gegen mich! Man sagt freilich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er sendet noch Engel — edle Seelen voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels.“

Amalia unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schicksale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um sich in ihrer Stelle recht fest zu setzen. Deßhalb ersann sie die boshafte Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr auch wirklich

schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine lebenslängliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. Es bleibt doch wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen uns nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bei Allem, was sie nur immer zu unserm Verderben ersinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier.“

„Aber nun mußt auch du mir erzählen,“ sprach die Gräfin weiter, „wie du, gutes Kind, noch so spät hieher zum Grabe kamst, und warum du eben jetzt wieder gar so trostlos weintest?“

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem

Tannenhofe weggeschickt wurde — und die gute Gräfin erstaunte aufs Neue. „Ja, in der That,“ sagte sie, „das hat Gott so gefügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigsten warest, und so schmerzlich und mit so heißen Thränen zu Ihm um Hülfe flehtest, hieher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglücklich zu machen. Allein wieder Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Eltern in die Arme, die Beide wetteifern werden, dich glücklich zu machen.“

„Allein jetzt,“ sagte Amalia, „ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Eltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie; ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns.“ Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beim Arme und sagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine

kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmal setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen.«

Sie gingen endlich Arm in Arm bei dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wieder gefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange, düstere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalia und Marie voll stiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.«

„Wir reisten dieses Jahr früher als sonst, und zwar sogleich in den ersten angenehmen Tagen des Märzes, aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders

eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich.

Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu.

Als der Baum mit großem Gekrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwei kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Potz tausend,“ sagte August, „sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!“ „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelsteine!“ sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrei. „O Jesu, der Ring!“ rief sie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrei meiner Mutter.

„Ja, er ist es!“ sagte sie. „O du guter, ehrli-

cher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist; noch lieber wird es mir aber seyn, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten.«

»Aber wie in aller Welt,« fragte ich, »kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelnest auf den höchsten Gipfel des Baumes?«

»Das will ich Ihnen sogleich sagen,« sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, eure Unschuld entdeckt zu sehen. »Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch, als daß sie den Gipfel hätten ersteigen können. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesetzt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben Alles, was glänzt, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das ist nun ganz ausgemacht. Mich wunderts nur, daß ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Vögel könnten

den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte.«

Meine Mutter sprach: »Ihr habt vollkommen Recht, Anton, und jetzt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Vögel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblickt, und während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen.«

Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommnen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. „Es schmerzt mich in der Seele,“ sprach er, „daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht gethan haben, und mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir

die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben.«

Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin dastand. „Du falsche, betrügerische Schlange," rief er, „wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen, und sie zu einer so himmelschreienden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?"

„Auf, und ergreift sie!« rief er den zwei Gerichtsdienern zu, die bei Fällung des Baumes mitgeholfen und sich gleich zweien Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nemlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in ebendenselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die Marie unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Geld und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entschädigen; wie sie geht und steht soll sie endlich von dem Gerichtsdiener

hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewiesen werden.«

Alle Leute, die da waren, erschraken über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.

„Es geschieht dir recht!« sagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beim Arm faßte. „Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein.«

„Das hat man von Lug und Trug!« sprach der andere, indem er sie beim andern Arm nahm. „O, es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so klein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.«

Die Köchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurück. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bei einem Härlein fassen läßt, dessen bemächtiget er sich leicht auf ewig.«

„Nun, nun,« sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, „wir wollen hoffen, sie werde sich wenigstens

jetzt noch bessern; sonst gehts ihr in der andern Welt freilich noch schlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt," setzte er noch hinzu, und schwang die Axt, „wird umgehauen, und in das Feuer geworfen."

Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es lief von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jetzt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bei Entdeckung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben," sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — „daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen ist etwas Schreckliches."

Er blickte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhobener, feierlicher Stimme: „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den Niemand betrügen kann. Er, der

Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden lassen. — Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da Alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nachts das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umsturz drohe; da mußte ein mächtiger Platzregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bei dem Umhauen des Baumes selbst gegenwärtig seyn; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerst entdecken; da mußte selbst Jettchen, die falsche Anklägerin, die erste seyn, die Mariens Unschuld mit einem durchdringenden Schrei gleich=

sam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfters zugetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle alten Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sey's nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den Niemand täuschen kann, und damit sie bei den mancherlei Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!«

So sprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend auseinander. — Und dies, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.«

Unter dieser Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach dem Geschmacke des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren, nach altdeutscher Kunst und Art, mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit Jägern, Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bei Nacht, wann die herab hängenden kristallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des frommen Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein so rührendes schönes Gemälde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung und Liebe des alten Dieners gegen seine Herrschaft, die bloß durch die seltsam-

sten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen wäre, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesetzt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beispiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter, aber sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle überhäuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bei der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unweises Benehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirn die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! Wir wollen Alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von Neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber sie soll von nun an dein Eigenthum seyn. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den schönen Garten dabei, wovon dein Vater nur die Nutznießung

hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen, und Amalia sie dir überreichen.«

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin, kurz zuvor, ehe Marie hereinkam, aus dem Schmuckkästchen genommen und angesteckt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mitte dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schätzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersatz für das Unrecht, das dir geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuck nicht seyn kann, so soll er zu deinem künftigen Brautschatze bestimmt seyn. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautschatz nöthig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!“ — und mit diesen Worten steckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorhin die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte wie betäubt; sie unterlag bei=

nahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte den kostbaren Ring nicht nehmen.

Einer der zwei fremden Herren sagte: „Nimm, du armes Kind, immerhin, was reiche Großmuth dir gibt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden.“

„O nicht doch,“ sagte die Gräfin, „Sie schmeicheln uns, Herr Baron. Es ist dieses keine Handlung der Großmuth. Wir haben der Welt ein Beispiel von einer schreienden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist uns zu unserer Beruhigung schlechterdings nothwendig, den begangenen Fehler wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienst können wir hier gar keine Ansprüche machen; wir erfüllen bloß eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die bescheidene, anspruchslose Marie stand — und hielt den Ring, den sie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; sie blickte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an, als wollte sie ihn fragen, was sie thun solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie, du

mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder zurück zu nehmen. Da diese Begebenheit ein ganz außerordentliches Beispiel ist, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit scheint, dennoch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter, diese Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beispiel seyn, wie edle Menschen ihre begangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; denn wer seine Eltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen.«

Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie stand, war hoch erfreut, daß ihre Eltern so edelmüthig handelten. Aus ihren

Blicken strahlte das reinste Wohlwollen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie scheel die Kinder sehen, wenn Eltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch besonders gerührt. „Gott,“ sprach er, „wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen liebenswürdigen Tochter, die so edel als Ihre Eltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unsrer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt; es ist ein Kapital, das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun, die Abendmahlzeit aufzutragen, bat den Herrn Pfarrer bei der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebets — welcher schöne Gebrauch damals auch bei höheren Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Empfindung. „Mein Gott,“ dachte sie, „wie wehe that es mir und wie kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu eben jener Stunde bereits hier in diesem Schlosse unter diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für Deine gütige Vorsorge! Ach, verzeih mir meine Kleinmuth und gib mir Deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken.“

Marien wurde ihr Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: „Da du, unsere — nicht

verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wiedergefunden bist, so ist es ja billig eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabei gebührt dir mit Recht die erste Stelle.« Sie nahm Marien bei der Hand, und führte sie an den ihr bestimmten Platz.

Während des Speisens war beinahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bei der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. »Nicht wahr, Jungfer Marie,« sprach er einmal, »es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter, ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meine nicht, daß ich es aus dem

Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen. Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann,“ sprach der Pfarrer; „denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsere Blicke nie bloß auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten, und ich darf es sagen, gerade den armseligsten Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese Welt ist nur der Vorplatz einer andern Welt; dieses Erdeleben nur Vorbereitung auf ein zweites, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin aufstoßen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blicke aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Aussichten, die uns über Alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend scheint, beruhigen müssen.“

„So ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater

hingegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen, geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja er mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurück lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine schreiende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empören, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt.“

„Allein es gibt ein besseres Leben; es gibt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem Vater Mariens seine Leiden und sein unverdientes Elend schöner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen welche diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist.“

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil

hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, so muß ich doch noch Eines erzählen, daß ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte.“

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorsicht immer war; so hatte er sich doch nie aller schmerzlichen Sorgen um das künftige Schicksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen können. An jenem Morgen aber fand ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd bot er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun, Herr Pfarrer, ist mir auch der letzte Stein vom Herzen genommen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konnte ich beten, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmlischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebet sey erhört. Getrost schließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter werde noch entdeckt werden, und der edle Graf werde die Vatersorge für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr vertreten.“ So sprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen,

alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und somit den versteckten Edelstein und Mariens verkannte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebet damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Desjenigen, der alle menschliche Schicksale lenkt, sein Gebet fortgesetzt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das Höchste gestiegen war, beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, göttlich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schicksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glückliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes um das Glück seines innig geliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt doch dies gewiß, daß jenes nächtliche Gebet des frommen Greises und die Erhörung desselben über diese ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitet und ihr gleichsam die Krone aufsetzt. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung.“

„Nein,“ fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, „kein bloßes Ungefähr hat uns hier zusammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfin-

dung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinblicken läßt."

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis seyn, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schützen kann, unser einziger Trost."

„Dies ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!" sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand bot. Alle übrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät," sagte jetzt die Frau Gräfin, „und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einanger gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr

zu zerstreuen. Denn besser können wir den heutiden Tag unmöglich beschließen.“ Alle gingen gerührt auseinander.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Am folgenden Tage mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schlosse geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am emsigsten aber waren Gräfin Amalia und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bei den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe sich nach und nach neue Kleidungsstücke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jetzt beinahe ganz so, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommnen, beinahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalia sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten! Du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bei mir; und da mußt du doch anders als ein Bauernmädchen gekleidet seyn. Auch ist es am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest; so macht es am wenigsten Aufsehen!“

Beide Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu putzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstück schon bereit stand. Jedermann stutzte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vortheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beifall.

Nach dem Frühstücke stieg man sogleich ein, und Marie mußte sich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten alten Leute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sey, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch," sagte sie, „dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwei Fräulein Töchtern aussteigen helfen." Als sie aber dem einen vermeinten gnädigen Fräulein die Hand bot, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers soll dies seyn!" rief sie in ihrer rohen Art sich auszudrücken; sie ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrücken. „Ach," sagte der brave Bauer, „ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken seinem Rathe gefolgt hätte, so stände es jetzt viel besser mit mir. Seit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dies habe ich seinem klugen Rathe zu

danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde.«

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herbei, indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam näher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und Danksagungen überhäuft.

Die beiden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt,« sprach der alte Mann zu Marie, „es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen? Sieh, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen.« Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie den Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit seinem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich sorgen.«

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sagte für sich selbst: „Hum! Hum! Was man nicht Alles erleben muß! Da ist das

elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliges Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht! Jetzt darf unser eins freilich nicht mehr neben sie hinstehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, um im Lande auf und ab zu betteln.«

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht; er hatte aber schon an dem Anblicke ihrer höhnischen, verzerrten Mienen genug. »Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!« sagte er, und ging in dem Garten einige Male nachdenkend auf und ab.

»Hört, guter alter Vater,« sagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bei dem alten Bauer stehen blieb, »ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird sobald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzenslust den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden.«

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalia

und Marie, redeten alle den alten Leuten zu, es so zu machen. Es wäre aber nicht so viel Zuredens nöthig gewesen; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war sehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutsche mit den vier prächtigen Schimmeln auf seinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er sich nicht lange, einzuwilligen, so hart es ihm auch fiel, seine alten Eltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde.

Die junge Bäuerin aber schob so zu sagen mit beiden Händen, die alten Schwiegereltern recht gewiß aus dem Hause zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und sagte — da sie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das ist ja eine erschrecklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine Frau Exzellenzin da könnte gar denken, die Leute sind ja gröber als die eichenen Klötze. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glück!“

„Nun, das freut mich," sagte der junge Bauer, „daß du das einsiehst. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht."

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth, wie ein gesottener Krebs. Indeß getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbste kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, seine

guten Eltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Diese Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegereltern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sey, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bei Vermeidung eines Exekutionsboten an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schrecklich böse und fluchte und tobte. „Da kommen wir ja von dem Regen in die Traufe,“ sagte sie; „wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet.“ Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Eltern noch Gutes thun könne; nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Eltern setzten sich am folgenden Morgen in die Kutsche und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem bösen Weibe ging es aber noch so, wie sie es an ihren Schwiegereltern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit

allemal geht. Sie hatte ihr Geld bei einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinsen wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinsen, die abermal verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde die Vergantung gegen ihn ausgeschrieben. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bei Tage fast immer auf der Straße, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und Hin- und Herdenken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehn tausend Gulden noch einige hundert. Nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen; allein sie gab es nicht zu. »Er konnte

dem alten Jakob nicht helfen,« sagte sie; »so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser.« Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bei dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersetzte sich diesmal in allem Ernste und brachte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneyglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber; zogen ihr aber, da ihnen Gift beigemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeinenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: »Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja, da ließ ichs gelten. Aber ich, meinte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt und auch daheim meine täglichen Gebete nie unterlassen; ich habe in meinem Leben

nichts gethan, als gearbeitet und gespart und mich als ein treffliches Muster der löblichsten aller Tugenden, der Häuslichkeit, betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wissen, wie man anders seyn kann? Ich hätte gemeint, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarrey."

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über Alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechsle, eine wahre Abgötterei sey; daß der rohe Zorn, von dem sie sich beherrschen lasse, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstoßen, und sogar ihre alten Schwiegereltern, die sie doch wie ihre eigenen Eltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bei ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl,

die sie hie und da einem Armen, oft nur um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und bemitleidenswerthesten Hausarmen niemals mit einer Metze Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten gewesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können, gebracht und durch ihren Geiz sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sey, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich seyn könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebet, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebet seyn könne. — —"

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreien: „Ich bin doch die unglücklichste Person auf Erden," sagte sie; „mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß der auch

so feindselig gegen mich seyn könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgeneigt ist und mich für so schlecht hält.“

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach,“ sagte er, „wie hart ist es doch, daß ein Mensch, dessen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der ächten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indeß bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält in seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!“

„Ach,“ sagte er, indem er eben an dem Garten vorbei ging und einen Blick hinein warf, „wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meinen, um glücklich zu seyn, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bei all ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte.“

Die Bäuerin mußte indeß noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte

bei allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der fromme Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde zwar in ihren letzten Lebenstagen etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beispiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sey, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, und glaube sonst nicht ruhig sterben zu können; wer sie eigentlich sey, wolle sie Marien selbst entdecken.

Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und verständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsteres Aussehen hatte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwei letzten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun öffnete der Geistliche eine alte Thüre, die bloß aus rohen Brettern zusammen genagelt war. Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte seyn können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier beklebt; eine elende Bettstadt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Deckel und Handhabe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, daß sich bewegte, mit einer röchelnden Stimme zu reden anfing, und ihr die dürre Hand entgegen streckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler An=

strengung hervorgebrachten Worten so viel, diese entsetzliche Gestalt sey — Jettchen, jenes Mädchen, das ehemals im Schlosse zu Eichburg gedient hatte und damals schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sey mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erschöpfte sich in Versicherungen, daß Alles, Alles längst verziehen sey, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglückliche zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche rief: „Zurück!“ und streckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gotteswillen,“ sagte er, „was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist ansteckend.“ „Was ist es denn für eine Krankheit?“ — sagte die unschuldige Marie erschrocken. Der Geistliche blickte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglücklich geworden, indem ihr Unglück andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marien wehmüthig

anblickend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schreckliche Tod ist die Folge eines unzüchtigen Lebens! Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seyen; Sie werden oft sehr leichtfertig reden, über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beispiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Leben lang an dieses Beispiel hier. Sie sehen da, wie elend die Sünde mache. Das Andenken dieses Schreckenanblicks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten, und es so gräßlich hinrichteten, diese entsetzliche Gestalt zeigen! Es gibt Leute, die uns Geistliche unweise nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein eine solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unschuldige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält.“

Jettchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in der Residenzstadt war, sich heimlich in verbotene Bekanntschaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg verwiesen wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz verführt, lebte eine Zeit in lauter Lustbarkeiten, erschien in prächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausgelegt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlassen, im tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach,“ sagte sie, „ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schicksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewissens nicht mehr achten mochte; daß ich nichts mehr als Putz, Schmeicheleien und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich am Ende so weit gebracht.“ — „O,“ rief sie lautweinend und mit heiserer Stimme, „wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verziehen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!“

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Entsetzen und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer schwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang die widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bei sich selbst sagen: „Diese entsetzliche Gestalt — war einst Jettchen, das schöne Jettchen!“ und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Dabei dachte sie an ihr blühendes Aepfelbäumchen, das einst der Reif verwüstet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — freilich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Herzen aufs Neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben. —

Sie bat indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schickte ihr einen Arzt, Speisen, Leinewand, und was sie sonst nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch viele Schmerzen geduldet hatte, starb sie im drei und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreisen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward sie sehr gerührt, und sie konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Ach,“ sagte sie, „damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so in Freude und Ehre wieder zurück kommen würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!“

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, standen die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freundlich begrüßt, und alle bezeigten ihre Freude, sie wieder zu sehen und wünschten ihr Glück, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bei der Hand, bat sie vor allen Anwesenden um Ver-

zeihung, bezeigte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergütung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und versicherte, auch er, auf den die größte Schuld falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maimorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das Fenster schien, hatten sie so frühe geweckt. Sie eilte ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Gesichter; manche junge Leute, denen sie als Kindern Blumen geschenkt hatte, waren so herangewachsen, daß Marie sich darüber wundern mußte. An der Gartenthüre kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, bei denen sie auf dem Tannenhofe eine so freundliche Aufnahme gefunden hatte, grüßten sie liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

»Einst,« sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, »da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jetzt, da wir gleichsam aus unserer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt.«

»Ja, ja!« sagte die Bäuerin: »Es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen Andere zu seyn; man weiß nicht, wie sie uns wieder

dienen können.« „Nun, nun,“ sprach der Bauer; daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: „Seyd barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen.«

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bei dem Aepfelbäumchen, das eben jetzt in der schönsten Blüthe stand. „Ach,“ sagte sie, „wie kurz ist das Daseyn des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!“

Sie setzte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche selige Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem sie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weihte seinem Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich nun in schöneren Gegenden befinde, und dort einärnte, was er hier aussäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amaliens, von Jedermann geehrt und geliebt, immer sehr

frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalia an dem Arbeitstischchen, und Beide waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im scharlachrothen Festkleide und mit frischgepuderter Perücke — sehr feierlich in das Zimmer. Amalia und Marie schauten einander verwundert an, was dies zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeigte erst Amalien seinen Respekt, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friedrich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Excellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sey, habe ihm gestern eröffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbin-

dung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bei, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, das er einst Marien zufügte, und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einiger Maßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund seyn lassen, den gemachten Antrag abzuweisen. Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmanns war ein sehr vortrefflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Beifalle vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bei der fürstlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelig; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdies noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marien, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herab kam,

einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glücklich seyn würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war zu bescheiden, und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Hut, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diente, als sie unruhig zu machen; und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig, mit Friedrich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sey — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutter-Stelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse. —

Dieses war dem klugen Amtmanne schon genug; er entfernte sich sehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin sehr angenehm seyn würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten Beide eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friedrich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schicken würden. Allein wir hüteten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unsern Wunsch — für so etwas von einem Befehl ansehen; und in Heirathsachen ist uns alles, was auch nur von Ferne einem Zwang ähnlich ist, in der Seele verhaßt. — Jetzt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zuthun erfüllt werden."

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten an Marien die beste Schwiegertochter und Ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Ecken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am Besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeichelei nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da

sie alle häusliche und ländliche Arbeiten selbst verrichtete, so versteht sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommnen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien sehr glücklich seyn!«

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung für gewiß hielt, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beitragen," sagte sie, „die Hochzeit recht feierlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schlosse geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.« „Sieh, sieh,« setzte sie lächelnd bei, „jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!" Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dies wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen," sagte die Frau Gräfin, „und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu seyn.«

Der Hochzeittag war einer der feierlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch bei allem Volke an Liebenswürdigkeit, und Jedermann schätzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblickte,

fiel ihm Jettchens schreckliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott," sagte er, „wenn nur alle, die hier zugegen sind, Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einsehen, wohin die verschiedenen Wege, auf denen diese zwei Mädchen wandelten, am Ende führen."

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die hier auf Erden uns Menschen durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen auf Gott, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das Vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzuflößen, indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sey, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Eltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren, und in Allem

Gottes Gebote heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheide-Wege seyen, die uns hindeutet, wohin wir gehen müssen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalia hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist," sprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, „in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkörbchen zu zieren. Ein solches Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmückte, als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war."

„Allein dieses Blumenkörbchen steht als ein

ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja desselben, die Schicksale der Braut wunderbar zu lenken und uns Allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, im Atlaßglanze der Lilie, und in der ganz eignen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schicksalen unsers Lebens, indem Er sich oft eines geringfügigen Dinges bedienet, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Bösen zurück zu schrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Umstand den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Zufälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits vollkommen geschehen wird — mit Einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird.“

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Körbchen, mit Blu=

men gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweiten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren.“

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Jakobs Denkmal.

Das Denkmal des seligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach und sehr schön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt, außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, bloß die Worte Jesu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet, und die sehr gelungene Zeichnung dem Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denk=

würdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmale erhob sich ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmal auf das Grab setzen. Es nahm sich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wann erst der Rosenstock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedecken, sich über den blendend-weißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmal war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allzeit zu dem Grabmale. Wenn dann etwa einer oder der andere sagte, es sey ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu setzen, so sagte der Pfarrer: „O, es ist noch mehr, als bloß ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir

stehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt.« Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsätzen aus der Hand legen.

Die zwei Brüder.

1.

Vater und Mutter.

Joseph Thann war ein Mann, vor dem Alle, die ihn näher kannten, Hochachtung hatten. Er gehörte zwar nur dem Stande der Tagwerker an. Seine Axt, nebst einem kleinen Ackerfelde und einer Wiese war all sein Reichthum. Er hatte aber bei einem trefflichen Verstande das edelste Herz. Er war unermüdet fleißig, die lautere Ehrlichkeit und Redlichkeit, wohlwollend und dienstfertig gegen alle Menschen, und in seinem ganzen Betragen ohne Tadel. Seine Hausfrau Johanna glich ihm an herzlicher Frömmigkeit und Tugend, und Beide lebten, ungeachtet ihrer Armuth, vollkommen zufrieden und in der seligsten Eintracht.

Sie hatten zwei muntere, fähige Knaben. Die größte Angelegenheit der guten Eltern war, diese ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. Als die zarten Knäblein kaum noch reden konnten, dachten Vater und Mutter schon darauf, so viel zu ersparen und zurückzulegen, als zu dem Schulgelde und zu Erlernung eines Handwerkes nothwendig seyn werde. Der Vater stand daher eine Stunde

früher auf, und machte eine Stunde später Feierabend. Er ging, sobald sich die Tageshelle zeigte, mit Axt und Säge in den Wald, und arbeitete unermüdet und im Schweiße seines Angesichts, bis die Sonne untergegangen war. Er gewöhnte sich das Tabakrauchen ab; anstatt zum Bier zu gehen, begnügte er sich mit Wasser oder einer Schüssel Milch. Die Mutter wußte die Haushaltung sehr gut und mit kluger Sparsamkeit zu führen, arbeitete bei den Bäuerinnen des Dorfes im Taglohne, und gab nie einen Heller für unnöthigen Putz aus. Viele Weiber und Mädchen im Dorfe machten die Tracht der Städterinnen nach, kleideten sich weit über ihren Stand, schafften sich Alles an, was neu aufkam, und lachten über sie. Sie achtete aber nicht darauf, und blieb bei ihrer einfachen, alterthümlichen Tracht.

Als die zwei Knaben bereits ein Jahr in die Schule gegangen waren, da wurde der Vater krank, und konnte viele Wochen lang nichts mehr verdienen. Die Mutter jammerte sehr, daß der kleine Vorrath von Lebensmitteln zu Ende ging, und auch ihre geringe Baarschaft sehr zusammen schmolz. Der Vater war nur darüber bekümmert, daß er das Schulgeld nicht bezahlen könne. Die Mutter meinte, die Knaben könnten einstweilen aus der Schule bleiben, bis der Vater wieder etwas verdienen könne. „Nein,“ sagte der Vater, „lieber wollte

ich meinen Sonntagsrock verkaufen, als das zugeben. Geh' zum Lehrer, und bitt' ihn, Geduld zu haben, bis ich wieder gesund werde und wieder arbeiten kann.“

Die Mutter ging hin, und bat ihn mit weinenden Augen. Der Lehrer war ein sehr guter, liebreicher Mann. „Gute Mutter,“ sprach er, „weinet nicht! Ich will Eure Kinder unentgeltlich unterrichten. Sie machen mir mehr Freude, als Mühe; sie sind eine Zierde meiner Schule. Sie lernen so fleißig, daß sie auch andern Schulkindern Lust dazu machen. Ich nehme von Euch keine Bezahlung mehr an. Ihr müsset aber Niemanden davon sagen; denn viele Leute, die das Schulgeld gar wohl bezahlen können, würden sonst verlangen, ich soll es ihnen auch erlassen. Grüßt mir Euren Mann; ich wünsche, daß der liebe Gott ihn bald wieder gesund werden lasse.“

Der Vater war über diese gute Nachricht sehr erfreut. Sobald er wieder ausgehen konnte, ging er zum Lehrer, dankte ihm, daß er die Knaben so lange umsonst unterrichtet habe, versicherte ihn aber, künftig das Schulgeld richtig zu erlegen. „Laßt es gut seyn,“ sagte der Lehrer; „Ihr seyd ein armer Mann, und habt Euren Lohn, den Ihr mit saurem Schweiße verdienen müsset, selbst höchst nothwendig; ich kann das Schulgeld leichter entbehren. Schafft Euch dafür nahrhafte Speisen an, damit Ihr wieder zu Kräf-

ten kommet, und Gott sey mit Euch. — Es ist übrigens sehr schön, daß Ihr, als ein armer Mann, so viel auf die Erziehung und den Unterricht Eurer Kinder zu verwenden bereit seyd. Denkt an mich, Ihr werdet an ihnen Freude erleben.«

Der Vater war indeß immer darauf bedacht, dem guten Lehrer, der, ohne dafür bezahlt zu werden, die beiden armen Kinder so treu und eifrig unterrichtete, als die reichsten, doch wenigstens irgend ein Geschenk zu machen. »Was fang ich doch an?« sagte er einmal. »Künftige Woche ist der Geburtstag des Lehrers. Die meisten Eltern schenken ihm da etwas zum Geburtstage, obwohl sie das Schulgeld bezahlen. Wie viel mehr hätte ich Ursache, ihm ein hübsches Geschenk zu machen! Allein mit meiner Holzart läßt sich freilich nicht so viel verdienen, als mein dankbares Herz wünschte. Einen treuen, fleißigen Lehrer kann man nicht genug ehren; seine Treue und sein Fleiß sind mehr werth als Gold.«

2.

Die Söhne.

Die beiden Knaben wurden außer den Schulstunden fleißig zu allerlei kleinen Geschäften angehalten,

die ihren Kräften angemessen waren. Im Frühlinge sammelten sie Veilchen und Schlüsselblumen, grünen Ackersalat und junge Hopfensprossen, im Sommer Erdbeeren und Himbeeren, im Herbste Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten; auch mußten sie, besonders im Winter, fleißig spinnen, so wie die Mutter, wenn sie nicht im Taglohne zu arbeiten bestellt war, Jahr aus und Jahr ein, unablässig spann. Wenn die Mutter dann das gesponnene Garn jeden Wochenmarkt in die Stadt trug, so nahm sie auch die Beeren, Nüsse oder andere dergleichen Früchte mit, welche die emsigen Knaben in Feld und Wald gesammelt hatten, und löste dafür immer einige Groschen.

Eine Stunde von dem Dorfe Waldau, wo die Knaben wohnten, befand sich eine Glashütte, für die der Vater das ganze Jahr hindurch Holz zu spalten hatte. Der Besitzer der Glashütte, Herr Flint, war ein sehr reicher Mann. Die Knaben trugen von ihren Erdbeeren und Himbeeren am liebsten dahin, weil der freigebige Herr oder seine edle Frau das Körbchen voll Beeren immer zwei oder dreifach bezahlten.

Eines Tages kam nun Johannes, der ältere Knabe, mit einem Körbchen voll Erdbeeren wieder dahin. Während Frau Flint die Erdbeeren in eine flache Schüssel von Porzellan ausleerte, trat Herr Flint mit einem Briefe in der Hand eilig in das Zimmer, riß die hohen Glasthüren eines Wandkasten auf, in dem er die schönsten geschliffenen Trink-

gläser zum Verkaufe aufbewahrte, nahm ein kostbares Krystallglas heraus, und rief verdrießlich: „Das ist ein verwünschter Streich!“

Die Frau sagte: „Was hast du denn?“ „Ah,“ sagte er, „der Engländer, Herr Arthur Benjamin Clark, hat dieses Glas da mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bestellt, und nun läßt er es wieder abstellen. Der Lord, schreibt der Gastwirth, bei dem er wohnte, habe plötzlich abreisen müssen, und nach London dürfe man ihm das Glas nicht nachschicken. Was fange ich nun mit dem herrlichen Glase an? Es kann mir nun zehn Jahre dastehen, bis Jemand kommt, auf den die drei Anfangsbuchstaben passen.

„Es sind gerade die ersten drei Buchstaben im A B C,“ sagte der kleine Johannes.

„Das ist eben recht einfältig,“ sprach Herr Flint, „ich möchte das Glas in Stücke schlagen.“

„Ei,“ sagte Johannes, „schenken Sie es lieber mir! Ich will Ihnen dafür den ganzen Sommer hindurch die Erdbeeren und Himbeeren umsonst liefern, und so das schöne Glas abverdienen!“

„Bist du toll, Knabe!“ rief der Herr. „Ein so kostbares Glas taugt nicht in deine arme Hütte.“

Ich wünschte das schöne Glas nicht für mich zu haben,“ sagte Johannes. „Ich würde es unserm Herrn Lehrer zu seinem Geburtstage verehren.“

„Du meinest wohl,“ sprach Herr Flint, „weil ihm

das A B C, das er den Bauernkindern einprägen muß, so viel zu schaffen macht?«

„Nein,“ sprach Johannes, „nicht deßwegen, sondern weil die drei Buchstaben A B C gerade die Anfangsbuchstaben seines Namens sind. Er heißt August Benedikt Christlieb.“

„Das ist ein herrlicher Einfall von dem Knaben,“ rief die Frau, und klatschte in die Hände. „Schenke ihm also das Glas. Er ist ein sehr verständiger, wackerer Knabe.“

„Du hast Recht!“ sprach der Herr. „Mir wäre der Gedanke nicht eingefallen. Nun, weißt du was, Johann? Ich und meine Frau schätzen den trefflichen Herrn Lehrer sehr hoch. Er hat ehemals unsern, leider! zu frühe verstorbenen Kindern, zu unsrer großen Zufriedenheit, besondere Lehrstunden gegeben. Ich möchte um Alles in der Welt den edlen Mann nicht um die Freude bringen, die du ihm zu machen gedenkst. Ich schenke dir das Glas, aber unter der Bedingung, daß du es ihm gewiß, als ein Geschenk zu seinem Geburtstage, überreichest.“

Der Herr nahm aus der untern Schublade des Kastens ein zierliches Futteral von grünem Safian mit goldenen Verzierungen, verschloß das Glas darein, das genau hineinpaßte, und gab es dem Knaben. Johannes küßte dem Herrn und der Frau die Hand, und lief mit dem herrlichen Geschenke voll Freude nach Hause.

Die Mutter saß, wie gewöhnlich, an ihrem Spinnrädlein. „Sieh doch, Mutter,“ rief Johannes, „was ich da für ein wunderschönes Glas aus der Glashütte bringe! Das gibt ein prächtiges Geschenk zu dem Geburtstage des Herrn Lehrers.“

„Ums Himmelswillen,“ rief die Mutter, „was denkst du, daß du eine so kostbare Waare ausnimmst? Wir können das Geld in unserm Leben nicht bezahlen. Es ist sechs bis acht Kronenthaler werth; ich sah schon dergleichen Gläser verkaufen. Den Augenblick trag das Glas wieder hin, und bitte den Herrn Flint um Verzeihung wegen deines Unverstandes.“

Johannes erzählte aber, wie er zu dem Glase gekommen sey, und die Mutter war nun voll Freude.

Als es bereits dunkel war, kehrte der Vater mit Jakob, dem andern Knaben, der ihm das Mittagessen in den Wald hinausgetragen und ihm bei der Arbeit geholfen hatte, zurück nach Hause. Johannes sprang ihnen sogleich voll Freude entgegen und rief: „O kommt doch, und seht, was für ein prächtiges Glas mir Herr Flint geschenkt hat, das ich nun dem Herrn Lehrer verehren werde.“

„Das wird den Herrn Lehrer freuen!“ sagte Jakob. „Mich freut es noch mehr!“ sprach der Vater, und ließ sich von dem Knaben erzählen, wie Herr Flint auf den Gedanken gekommen sey, ihm ein so kostbares Geschenk zu machen.

Der Vater trat in die dunkle Stube. Die Mutter zündete sogleich ein Licht an, damit der Vater das schöne Glas beschauen könne. „Es ist das reinste Krystallglas," sagte der Vater, „das ich je gesehen habe. Die drei Buchstaben sind so kunstreich eingeschliffen, als wären sie aus Diamanten zusammen gesetzt. Auch der Kranz von Eichenlaub, der sie umgibt, ist wunderschön. Das ganze Glas ist ein Meisterstück von geschliffener Arbeit."

„Und seht nur," rief Jakob, „wie es schon bei dem Scheine des kleinen Oellichtes alle Farben des Regenbogens spielt! Wie herrlich wird es erst im Glanze der Sonne funkeln!"

„Es ist eine Pracht!" sagte der Vater. „Der Herr Lehrer wird so verwundert als erfreut seyn. Ich armer Mann habe mir schon lange den Kopf zerbrochen, und die Sorge nagte mir am Herzen, wie wir dem guten Herrn Lehrer seine viele Mühe doch auch ein wenig vergelten könnten! Nun hat mir der liebe Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen. Er sorgt doch für Alles! Das ärmste Paar Knaben in der Schule wird nun sicher dem Lehrer das reichste Geschenk überreichen."

Die Mutter kaufte, auf dem Wochenmarkte in der Stadt, für etliche Kreuzer ein Teller von Steingut. In ihrem kleinen Gärtchen am Hause hatte sie einige Blumen, besonders schöne rothe Ranunkeln, die in diesem Jahre vorzüglich gerathen waren.

Sie flocht am Morgen des erfreulichen Geburtstages einen Blumenkranz, legte den Kranz, dem die dunkelrothen, gefüllten Ranunkeln zur großen Zierde dienten, auf das weiße, reine Teller, und stellte das Glas in die Mitte des Kranzes, damit die Knaben es dem Lehrer überreichten. Beide Knaben stritten darum, wer das Glas tragen dürfe. „Ich habe es geschenkt bekommen,“ sagte Johannes; „mir gebührt die Ehre, es zu überbringen.“ „Ja, was soll dann ich tragen?“ sagte Jakob mit Thränen in den Augen. „Du darfst das schöne, grüne vergoldete Futteral tragen!“ sagte die Mutter, und damit gab sich der Kleine zufrieden.

Der Lehrer erschrak anfangs, als er das prächtige Glas erblickte. „Es freut mich zwar,“ sprach er, „daß ihr so dankbar seyd; allein es thut mir in der Seele weh, daß eure armen Eltern sich in so große Kosten versetzt haben.“

„Das Glas kostet uns keinen Heller!“ sagte Johannes, und erzählte, wie er es bekommen habe. Nun heiterte sich das wehmüthige Gesicht des Lehrers auf, und glänzte von Freude. Er bewunderte das Glas, freute sich der eingeschliffenen Buchstaben, hielt das Glas gegen das Licht, und sagte: „O wie hell und rein! — Ein heller Verstand und ein reines Herz ist mehr werth, als das größte Glück auf Erden, das so zerbrechlich ist als Glas. Daran soll mich dieses schöne Andenken im=

mer erinnern. Diese zwei Wörtchen: „Hell und rein!“ waren immer mein Wahlspruch. „Hell und rein!“ sey auch ferner das Ziel, wornach ich, ihr zwei Knaben und alle meine Schüler und Schülerinnen beständig streben sollen. Ihr wißt ja den schönen Reim auswendig:

Lieber Gott, laß hell und rein
Aller Menschen Seele seyn!

3.

Die Schüler.

Herr Flint hatte durch den thätigen Betrieb seiner Glashütte und seiner vielen übrigen Handelsgeschäfte seinen Reichthum sehr vermehrt. Er kaufte das Schloß Waldau mit der dazu gehörigen Herrschaft, und wurde nunmehr Herr von Flint auf Waldau genannt. Das Dorf, das von dem Schlosse den Namen hatte, war der bedeutendste Ort der Herrschaft.

Herr von Flint war ein so verständiger, als wohlthätiger Mann. Er machte in seiner neuen Herrschaft manche gute Einrichtung. Unter vielem Andern richtete er seine Aufmerksamkeit besonders auf die Schule. Eines Tages im Winter, da es heftig schneite und stürmte, kam er ganz unerwartet

in die Schule. Der Herr Pfarrer, der die Schule täglich besuchte, war eben zugegen, und die Kinder sangen gerade ein Winterliedchen. Alle Kinder standen ehrerbietig auf. Herr von Flint grüßte zuerst den Herrn Pfarrer und den Herrn Lehrer, und dann die Kinder sehr freundlich. Er bezeigte seine Freude über den Gesang, und ließ das Liedchen noch einmal singen. Hierauf ging er von Bank zu Bank, redete mit den Kindern, fragte nach den Namen ihrer Eltern, die er meistens kannte, und erkundigte sich nach deren Wohlseyn. Als er den Johannes und den Jakob Thann erblickte, lächelte er, und sagte zu ihnen: „Wir sind schon alte Bekannte; ihr seyd ja meine kleinen Erdbeer- und Himbeerlieferanten. — Doch, nun möchte ich auch hören, was ihr Kinder gelernt habt. Legen Sie ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, einmal einige Fragen aus dem Religionsunterrichte vor.“ Der Herr Pfarrer fragte bald dieses, bald jenes Kind, und die Kinder antworteten trefflich.

Die Kinder mußten nun lesen. Sie lasen nicht nur sehr richtig, sondern auch deutlich und mit Ausdruck; nicht so in einem singenden Tone, wie man aufzusagen pflegt, sondern so lebhaft und natürlich, wie man spricht, und im Gespräche seine Verwunderung, seine Freude, seinen Unwillen oder andere Empfindungen auszudrücken pflegt.

Während die Kinder lasen, nahm Herr von

Flint die Schriften, die auf dem Tische lagen, in die Hand, und durchsah sie. „Mit eurer Kunst im Schönschreiben,“ sprach er, „bin ich sehr wohl zufrieden; nun möchte ich aber auch sehen, wie es mit dem Rechtschreiben steht. Ich will euch einige Reimen diktiren, die ich noch aus meinen Kinderjahren im Gedächtniß behalten habe. Schreibt einmal an die schwarze Tafel.“ Er bezeichnete vier Knaben, die aus den Bänken hervor treten sollten. „Nun schreibt,“ sagte er; „aber jeder nur eine Zeile.“ Er sprach ihnen die Worte langsam und deutlich vor, und sie schrieben:

Unschuld und Freude
Sind innig verwandt,
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Die Knaben hatten die Reimen ganz ohne Fehler geschrieben. Jakob und Johannes aber am schnellsten und schönsten.

Nun mußten auch vier Mädchen schreiben. „Du, Katharina,“ sprach er zur kleinsten unter ihnen, die aber sehr geschickt war, „fang an, und ihr übrigen fahrt dann fort:

Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Sey immer fromm und gut,
Auch wenn es Niemand sieht.

Auch die Mädchen schrieben sehr fertig und zierlich, und beinahe ohne einen Fehler.

„Jetzt,“ sprach Herr von Flint, „will ich einmal versuchen, ob es mir auch so gut gelingt. Du Johannes Thann, gib mir einmal einen Reim an; du wirst wohl einen auswendig wissen?“ Johannes bildete sich nicht wenig darauf ein, dem gnädigen Herrn diktiren zu dürfen; dieser aber schrieb mit Vorsatz äußerst fehlerhaft. Die Kinder merkten sogleich, daß er nur scherze, und fingen an zu lachen. Bei manchem neuen Fehler riefen sie: „Oh, oh!“ und lachten aufs Neue. „Nun,“ sprach er, „da ihr es besser wisset, so durchstreicht einmal die fehlerhaften Buchstaben. Jedes von euch aber nur einen. Da ist die Kreide! Jedes der Kinder, so wie ihr der Reihe nach hier in den Bänken sitzt, trete vor und bringe seinen Strich an.“ Die Kinder bezeichneten jeden Fehler richtig mit einem Striche, und sagten zugleich, warum es gefehlt sey.

„Nun wohl,“ sprach er; „du Jakob Thann, schreibe unter die unrichtig geschriebenen zwei Zeilen nun den Reim so, wie er geschrieben seyn soll!“ — und Jakob schrieb den Reim ganz richtig ins Reine:

Gott ist die lautre Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe!

„Nun möchte ich,“ sprach Herr von Flint, „wissen, ob ihr auch rechnen könnet?“ Die Kinder mußten zuerst einige Beispiele aus dem Kopfe berechnen. Sie thaten es zu seiner Verwunderung sehr schnell und immer ganz richtig. Hierauf ließ

er sie einige Aufgaben an der Tafel berechnen, und fand an ihrer Fertigkeit ganz ungemeines Vergnügen.

„Aber jetzt noch Eins!“ sprach er. „Dort an der Wand hängt, wie ich sehe, eine Landkarte; ich kann aber nicht recht sehen, von welchem Lande.“ „Von Deutschland!“ riefen die Kinder. „Das kann ich kaum glauben!“ sprach er. „Sollte Deutschland so aussehen? Ich sehe ja nirgends Berg und Thal; keinen Baum, kein Haus, und keinen Kirchthurm. „Darum ist es kein Gemälde, kein Bild,“ sagte Johannes. „Wenn man Deutschland mit seinen Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern so im Kleinen abmalen könnte, das müßte unvergleichlich schön anzusehen seyn! Allein das Blatt da ist bloß eine Karte, ein Grundriß.“

„So, wohl,“ sprach Herr von Flint; „allein was ist denn eigentlich eine Landkarte, und was kann man darauf sehen? Wißt ihr das?“

Der Herr Pfarrer sprach: „Sie wissen wohl gar eine kleine Landkarte zu entwerfen.“ Der Lehrer machte in die Mitte der Tafel einen Punkt und sprach: „Wir nehmen an, hier liege das Schloß Waldau. Wo liegt nun wohl das Dorf Waldau?“

Ein Knabe bezeichnete die Stelle mit einem Punkt. „Von dem Schlosse bis zum Dorfe ist eine Viertelstunde,“ sagte der Lehrer. „Wo und wie weit entfernt wird nun wohl die Glashütte anzudeuten seyn?“ — „Hier rechts!“ sagte Jakob,

und setzte den Punkt viermal so weit von dem Dorfe Waldau, als das Schloß davon entfernt war. Der Lehrer ließ nun die Stellen andeuten, wo die Weiler Forstheim und Anweiler, die Aumühle, der Auhof und die übrigen Orte der Herrschaft lagen. „Aber eins haben wir noch vergessen,“ sagte der Pfarrer, „das Jägerhaus; ich will also den Punkt rechts hieher setzen.“ „O nicht doch!“ riefen alle Kinder. „Das liegt ja auf der entgegengesetzten Seite der Glashütte, aber dem Dorfe um eine Viertelstunde näher. Hieher links muß der Punkt kommen.“

„Du, Johannes!“ sprach nun Herr von Flint, „du warst schon öfters in der Stadt; bezeichne die Stelle, wo sie liegt.“ „Das geht nicht an,“ sagte Johannes; „die Stadt ist fast drei Stunden von hier entfernt; es ist dazu kein Raum mehr auf der Tafel.“ „Könntest du,“ fragte Herr von Flint, „nicht wenigstens die Straße andeuten, die dahin geht?“ Johannes zog durch die ganze Tafel zwei feine gerade Linien, die Landstraße zu bezeichnen, die durch die Herrschaft nach der Stadt führte.

Der Herr Pfarrer sagte: „Du, Jakob könntest du nicht auch den Bach bemerken, der an unserm Dorfe vorbeifließt?“ Jakob zog eine schlängelnde Linie von einem Ende der Tafel zum andern, an der Glashütte, zwischen dem Schlosse und Dorfe, und an der Aumühle vorbei, und bezeichnete mit

zweifachen kleinen Querstrichen die Brücken, und mit einfachen Strichlein die Stege die darüber gingen.

„Aber,“ sprach Herr von Flint, „wenn Jemand in die Schule hereinkäme, so würde er nicht wissen, was ihr da Alles gemacht habt. Wer könnte wissen, was alle die wenig bemerkbaren Punkte bedeuten sollen?“ Die Knaben umgaben nun die Punkte, damit sie deutlicher in die Augen fielen, mit Ringchen, und schrieben überall die Namen bei: Schloß Waldau, Dorf Waldau, Anweiler, Glashütte und so die übrigen Namen.

„Schön,“ sagte Herr von Flint; „man sieht nun wohl, wie die Orte heißen, und daß sie mehr oder weniger von Waldau, eurem Wohnorte, entfernt sind. Man sieht aber nicht, wie viel diese Entfernungen betragen — ob es zum Beispiel bis zur Glashütte eine halbe oder ganze Stunde sey. Wüßtest du wohl, Johannes, wie das anzuzeigen wäre?“ „O ja!“ sagte Johannes, „mit einem Meilenzeiger.“ Er zog unten an der Tafel eine gerade Linie und sprach: „Sie deutet, obwohl sie nur einige Spannen lang ist, eine Länge von einer Meile oder zwei Stunden an.“ Er theilte sie mit kleinen Querstrichen, um die Entfernungen von halben und ganzen Wegestunden anzudeuten. „Da kann man nun leicht abnehmen,“ sagte er, „wie weit ein Ort vom andern entfernt sey.“ Es gefiel dem Herrn von Flint sehr wohl, daß die

Kinder eine so artige Karte von seiner Herrschaft entwerfen konnten.

Der Lehrer machte von dieser kleinen Karte nun die Anwendung auf die Karte von Deutschland. Er nahm sie von der Wand, und hängte sie an die schwarze Tafel. Aus dem bloßen Anblicke der Karte konnten die Kinder angeben, aus welchen Königreichen, Herzogthümern und Fürstenthümern Deutschland bestehe, welches deren Gränzen und Hauptstädte seyen. Sie nannten die vorzüglichsten Flüsse Deutschlands, und die daran liegende Städte. Sie konnten sagen, nach welcher der vier Weltgegenden sie reisen müßten, um von Waldau nach München, Stuttgart oder Karlsruhe, nach Wien, Dresden oder Berlin zu wandern, und durch welche Städte sie kommen würden. Mit Hülfe des Meilenzeigers und eines Zirkels wußten sie auch die Entfernungen dieser Städte von einander zu finden. Was man auf der Karte nicht sehen kann, hatte der Lehrer ihnen mündlich gesagt, wie viele Einwohner und welche Merkwürdigkeiten jede der bedeutendern Städte habe, welche Gewerbe da blühen, und was jedes Land hervorbringe. Er fragte die Kinder nun darüber, und sie beantworteten auch diese Fragen sehr gut.

Herr von Flint fragte, ob die Kinder auch etwas von der Naturkunde und Naturgeschichte gelernt hätten? „So viel,“ sprach der Herr Pfarrer, „als sich bei der beschränkten Zeit und ohne eigent-

liches Lehrbuch lehren ließ. Ich habe da meine eigene Ansicht, und benützte die heilige Schrift dazu, von der die Kinder einen Auszug in Händen haben."

„Nun," sagte Herr von Flint, „da möchte ich doch hören, wie Sie das gemacht haben?" Der Pfarrer sprach: „Die Bibel ist die beste Auslegung der Natur; die Worte Gottes verbreiten das schönste Licht über die Werke Gottes. Sogleich die Geschichte von Erschaffung der Welt ist ein großes, lebendiges Gemälde von Himmel und Erde; es gibt uns einen umfassenden Ueberblick von Licht und Luft, Wasser und Land, von Sonne, Mond und Sternen, von Gras, Kräutern und Bäumen, von Landthieren, Vögeln, Fischen und den übrigen Thieren. Wie herrlich zeigt die Schöpfungsgeschichte, in welchem Verhältnisse der Mensch zu seinem Schöpfer und der ganzen Schöpfung stehe? Der Mensch ward nach Gottes Ebenbild geschaffen, und die Erde mit Allem, was darauf ist, ihm unterworfen. Dem ersten Menschen wurden Baumfrüchte zur Nahrung angewiesen und ihm die Thiere vorgeführt. Dann zeigt die heilige Schrift weiter, wie die Menschen das Feld bauten, Thiere zähmten oder jagten, das Eisen und die Metalle bearbeiteten, und sich so die ganze Erde unterthan machten. Wie viel Lehrreiches kann ein weiser Lehrer über das Alles vorbringen! In der heiligen Schrift kommen unzählige Fingerzeige vor, wie wir die einzelnen Werke Gottes, den Menschen

und die Pflanzen und Thiere, betrachten sollen.“ Welch ein tiefer Sinn liegt in dem Ausspruche: „Der das Auge gebildet hat, sollte Er nicht sehen? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte Er nicht hören?“ Wie lieblich sind die Worte Jesu: „Betrachtet die Lilien des Feldes! Betrachtet die Vögel unter dem Himmel!“ Wie schön ist die Auslegung, die Er selbst davon macht! — Sogar zur Ameise werden wir in die Schule geschickt, um Weisheit zu lernen.“

„Und welche schöne Gleichnisse hat Christus der Herr von Allem, sowohl dem Größten als Kleinsten in der Natur, hergenommen — zum Beispiele von einem Getreidkörnlein?“ Der Pfarrer stellte an die Kinder zuerst einige Fragen über das, was wir an einem Getreidkörnlein mit Augen wahrnehmen, und wie wir die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes daran bewundern können. Er wußte sie durch Fragen sehr geschickt darauf zu leiten, daß Halm und Aehre, die aus dem Körnlein hervorkommen, schon auf eine wunderbare, höchst kunstreiche Weise darin verborgen seyn müssen; daß ein einziges Körnlein eine unausdenkliche, nicht zu berechnende Menge von Körnern hervorbringen könne, und wie diese gewaltige, sich immer erneuende Kraft von der Allmacht Gottes zeuge; daß diese Wunder der Weisheit und Allmacht Gottes uns zugleich seine große Güte verkünden, indem durch die kleinen, unansehnlichen Getreidkörnlein Millionen von Menschen sich

nähren und ihr zeitliches Leben erhalten. Der Pfarrer fragte hierauf die Kinder, welches die schönen Gleichnisse Jesu seyen, die Er von einem Samenkörnlein hergenommen; wie wir daran lernen sollen, was wir zu thun haben, damit Gottes Wort in unserm Herzen wurzle und Früchte bringe und wir das ewige Leben erlangen; und wie uns das Weizenkörnlein auch ein Sinnbild sey von Tod und Leben, Grab und Auferstehung.

„Das Alles ist freilich besser, lehrreicher und bildender," sagte Herr von Flint, „als die Namenverzeichnisse von Pflanzen und Thieren, worauf sich die Elementarschulen auf dem Lande meistens beschränken müssen, was aber den Namen einer Naturgeschichte nicht verdient."

„Bei dieser Veranlassung," sagte er weiter, „fällt mir eine Antwort ein, die einmal in einer Prüfung ein Kind gegeben hat, und die mir sehr wohl gefiel. Nachdem viel gefragt worden, über die drei Reiche der Natur, das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Thierreich, wurde gefragt: „In welches Reich gehört nun der Mensch?" Ein Kind antwortete: „In das Himmelreich." Darauf sollte sich auch in der That aller Unterricht beziehen."

Herr von Flint lobte nun den Lehrer, bezeigte den Kindern seine Zufriedenheit und ermunterte sie zu fernerem Fleiße. „Ich weiß wohl," sprach er, „daß der Herr Pfarrer euch öfter beschenkt, um euch

noch mehr Lust zum Lernen zu machen. Er hat aus seinem großen Baumgarten manchen schönen Korb voll Aepfel, Birnen oder Pflaumen hieher bringen lassen, und sie unter euch vertheilt. Gegenwärtig habe ich nichts bei mir, was ich euch geben könnte; allein bei der nächsten Schulprüfung werde ich den fleißigsten Schülern und Schülerinnen schöne Bücher als Preise austheilen lassen.“ Er hatte bemerkt, daß einige Kinder zwar reinlich, aber sehr dürftig gekleidet, und wirklich sehr arm seyen. Daher fügte er noch bei: „Ueberdies werde ich die ärmsten Kinder, die sich durch Fleiß und Wohlverhalten auszeichnen, neu kleiden lassen und den armen Knaben, die ein Handwerk lernen wollen, einen Beitrag zum Lehrgelde, den Mädchen aber zu ihrer künftigen Ausfertigung geben.“

Die Kinder kamen voll Freude nach Hause, und erzählten den Eltern, daß der gnädige Herr in die Schule gekommen sey, und wie er sie gelobt, und was für schöne Versprechungen er ihnen gemacht habe. Die Kinder besuchten die Schule mit neuem Eifer, und lernten noch viel fleißiger, als zuvor. Auch Johannes und Jakob erzählten zu Hause, was der gnädige Herr in der Schule gesagt habe. „Das wäre ein großes Glück,“ sagte die Mutter, „wenn ihr zur Belohnung eures Fleißes bessere Kleider und einen Beitrag zum Lehrgelde erhalten könntet.“ Die Mutter drang bisher sehr darauf, daß die zwei Knaben den ganzen Winter hindurch Abends fleißig span-

nen, und sah es nicht gern, wenn sie bei den Büchern saßen, oder schrieben, rechneten, oder auswendig lernten. Jetzt aber ließ sie es gern geschehen und sagte: „Wenn es euch gelingt, die versprochenen Preise zu erhalten, so haben wir mehr Nutzen davon, als ihr mit Spinnen verdienen könnet.“ „Und wenn sie,“ sprach der Vater, „auch keinen Preis erhielten, so brächte das Lernen ihnen für ihr ganzes künftiges Leben dennoch mehr Nutzen, als die wenigen Groschen, die sie den Winter hindurch mit Spinnen verdienen könnten.“

4.

Die Schul-Prüfung.

Herr von Flint hatte den Herrn Pfarrer aus der Schule in das Pfarrhaus begleitet. Er war über den guten Zustand der Schule höchst vergnügt, und sprach zu ihm: „Mein lieber Herr Pfarrer! Die nächste Schulprüfung wollen wir etwas feierlicher halten, als es bisher geschehen. Ich wünschte, daß alle Eltern dabei zugegen seyen. Allein in der Schulstube ist nicht Raum dazu. Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben, die Prüfung in der Kirche zu halten.“

„Ganz und gar nichts," sagte der würdige Pfarrer. „Kirche und Schule sind mit einander nahe, ja innig verwandt. Aller Unterricht, der in der Schule ertheilt wird, muß sich, so viel nur immer möglich, auf Religion beziehen, wenn er etwas taugen soll. — Was nun die öffentliche Prüfung betrifft, so ist es nicht mehr als billig, daß den Eltern öffentlich dargelegt werde, wie ihre Kinder unterrichtet worden, und was die Kinder gelernt haben. Nur meine ich, bloß die oberste Klasse sollte öffenlich geprüft werden; die Prüfung der untern Klassen sollte bloß in der Schule, in Beiseyn der Ortsvorstände statt haben. Die Prüfung würde sonst zu lange währen, die Zuhörer ermüden und ihnen lange Weile machen. Die mittlere Klasse kommt dann im nächsten Jahre, und die untere Klasse im darauf folgenden Jahre an die Reihe. So werden dennoch alle Kinder öffentlich geprüft." Herr von Flint fand diese Bemerkung gut, und war ganz damit einverstanden.

Zum Tage der Prüfung wurde der erste Mai bestimmt. Herr von Flint lud einige adelige Herren und Frauen, auch die Beamten aus der Nachbarschaft ein; der Pfarrer die benachbarten Geistlichen, und der Schullehrer die Schullehrer der Gegend. An dem Sonntag zuvor verkündete der Pfarrer von der Kanzel Tag und Stunde der bevorstehenden Prüfung, und ermahnte die Eltern aufs Freundlichste, dabei zu erscheinen.

Die Kirche wurde zu diesem Kinderfeste sehr freundlich ausgeziert. Herr von Flint hatte ein schönes Gemälde, den göttlichen Kinderfreund in Mitte der Kinder und Mütter vorstellend, malen lassen. Das Bild war zu einem Geschenke für die Schule bestimmt, und sollte bei der Schulprüfung das erste Mal Kinder und Eltern erfreuen und erbauen. Zu Herrn von Flints Bedauern war der goldene Rahmen dazu nicht fertig geworden; allein Frau von Flint sorgte für einen Rahmen von Frühlingsblumen und frischem Grün, darin sich das Bild wohl noch lieblicher ausnahm, als in einem Rahmen von Gold. Das Bild wurde auf dem Hochaltare aufgestellt, und zu beiden Seiten mehrere blühende Blumenstöcke aus dem herrschaftlichen Glashause, die in voller Blüthe standen. Beide Wände zunächst am Altare wurden, wie an einem hohen Festtage, mit schönen, karmosinrothen Tapeten bekleidet, womit die Frau von Flint, sogleich nach der Besitznahme der Herrschaft, die Kirche beschenkt hatte. An den Tapeten wurden die Schriftproben der Kinder, lauter schöne Sprüche aus der heiligen Schrift enthaltend, mit Stecknadeln angeheftet, und die weißen Blätter auf dem schönen rothen Grunde fielen schon von weitem sehr schön ins Auge. Aus dem Schlosse und dem Pfarrhause hatte man eine Reihe von Sesseln für die vornehmeren Gäste in die Kirche gebracht. Davor stand ein Tisch, mit einem farbigen Teppiche

bedeckt. Die Lesebücher lagen darauf, und die Schreibhefte der Kinder, worin Muster von Conten, Quittungen, Empfangscheinen, Geschäftsbriefen und dergleichen enthalten waren. Auch sah man auf dem Tische die prächtig gebundenen Preisbücher in schimmernder Reihe aufgestellt.

Die Eltern, die erwachsenen Jünglinge und Jungfrauen, ja die ganze Pfarrgemeinde hatten sich zur bestimmten Stunde in der Kirche eingefunden. Die Gutsherrschaft und die benachbarten Adeligen, Beamten und Geistlichen befanden sich im Pfarrhause, die Schullehrer in dem Schulhause. Mit dem Glockenschlag zwei Uhr zogen die Schulkinder, alle festlich gekleidet in schönster Ordnung aus der Schule in die Kirche. Alle fremde Gäste folgten ihnen.

Die Prüfung wurde mit einem frommen Gebetliede eröffnet. Eine Abschrift davon, von den Schülern geschrieben, wurde den ansehnlichsten Gästen ausgetheilt. Sämmtliche Kinder sangen sehr lieblich und mit Andacht. Hierauf hielt der Pfarrer eine kleine Anrede. Er nahm von dem lieblichen Bilde des göttlichen Kinderfreundes Gelegenheit, den Eltern die angenehme Pflicht, ihre Kinder gut zu erziehen, an das Herz zu legen. Nach der Anrede, fragte der Pfarrer, und bald dieser, bald jener der anwesenden Geistlichen, die Kinder aus dem Religionsunterrichte. Die Kinder, nicht alle zusammen, sondern nur das Kind, das gefragt wurde,

antworteten vortrefflich. Wenn eines oder das andere, was aber selten geschah, stockte, so erhoben alle, die antworten zu können meinten, den Finger, und der Lehrer nannte dasjenige, welches antworten sollte.

Nach dem Religionsunterrichte wurde gelesen. Es wurde den Anwesenden frei gestellt zu bestimmen, welche Seiten gelesen werden sollen. Zuerst las die untere, dann die obere Abtheilung der Klasse; die minder geübten Kinder machten den Anfang und die geübtesten den Schluß. So wurde die Aufmerksamkeit der Zuhörer immer erhalten und ihre Zufriedenheit stiegimmer höher. Wann auch hie und da ein Kind ein Wort nicht ganz richtig las, so wurde der Fehler von dem Lehrer nicht gerügt. „Denn jetzt," sagte er, „sind die Kinder da, zu zeigen, was sie gelernt haben, nicht um zu lernen. Auch würde der Tadel sie nur erschrecken, und einschüchtern, und sie erst stottern machen. Die Anwesenden werden übrigens die Lesefehler schon von selbst bemerken, ohne daß man sie darauf aufmerksam mache." Die Kinder lasen mit lauter, doch nicht schreiender Stimme, so schön und deutlich, daß es fast Jedermann in der Kirche verstand, und darüber verwundert und erfreut war.

Schon bevor die untere Abtheilung zu lesen anfing, hatte der Lehrer die verehrten Schulfreunde ersucht, den Schülern der oberen Abtheilung ein Thema zu einem Briefe aufzugeben. Herr von

Flint gab ihnen auf: „Ein Kind, daß in diesem Jahre aus der Schule austritt, dankt dem Lehrer für den erhaltenen Unterricht.“ Nachdem das Lesen aus dem Buche geendet war, mußten die Kinder ihre verfaßten Briefe vorlesen. Alle hatten ihren Dank gegen den Lehrer sehr herzlich ausgedrückt, ja einige Mädchen waren bei dem Lesen ihrer Briefe so gerührt, daß ihnen das Weinen kam, und sie ihr Briefchen kaum zu Ende lesen konnten.

Jetzt kam man zum Rechnen. Auf die Bitte des Lehrers gab einer der anwesenden Beamten ein beliebiges Rechnungsbeispiel auf. Zwei oder drei der Schüler der obern Abtheilung berechneten es auf der großen schwarzen Tafel, die aber so gestellt war, daß die übrigen Kinder, die das Beispiel auf ihren Schiefertafeln berechnen mußten, nicht darauf sehen konnten.

Während diese Abtheilung stillschweigend mit dem schriftlichen Rechnen beschäftiget war, mußte die untere Abtheilung aus dem Kopfe rechnen. Die anwesenden Herren und Frauen wurden ersucht, Beispiele aus dem häuslichen Leben aufzugeben. Die Kinder schrieben die gefundene Zahl in großen, deutlichen Ziffern mit der besten weißen Kreide auf ihre reinlich gehaltenen schwarzen Schiefertäfelchen, und hoben dann die Täfelchen mit beiden Händen über den Kopf empor, damit Jedermann

sie sehen konnte. Da die zu suchende Zahl immer sehr schnell, manchmal fast augenblicklich zum Vorschein kam und richtig getroffen war, so hatten die Zuschauer kein geringes Vergnügen. Wenn hie und da ein Kind sich verrechnet hatte, und die Zahl mit den übrigen Zahlen nicht übereinstimmte, nannte man, nicht ohne Lächeln, die unrichtige Zahl, und das Kind nahm das Täfelchen äußerst schnell wieder herab. Der herrschaftliche Verwalter, der ein Meister im schriftlichen Rechnen, aber nicht mit allen diesen Rechnungsvortheilen bekannt war, erstaunte über die schnelle und richtige Lösung mancher Aufgabe. Die Kinder mußten allemal erklären, wie sie die Aufgabe gelöst hatten. Er lachte dann und gestand, daß er in dieser Prüfung noch Vieles gelernt habe. „Diese Rechnungsart,“ sagte er, „ist zugleich eine treffliche Verstandesübung; man kann auch nicht nur im Hause, sondern besonders auf dem Markte, wo man keine Rechnungstafel bei der Hand hat, guten Gebrauch davon machen.“

Indeß war die obere Abtheilung mit dem schriftlichen Rechnungsbeispiele fertig geworden. Das Beispiel an der Tafel war mit schönen deutlichen Ziffern geschrieben, und ganz gelungen. Auch die Schiefertafeln, worauf die nämliche Aufgabe mit Schieferstift berechnet war, wurden den Anwesenden herum geboten, und beinahe alle Auflösungen richtig befunden.

Weil die große, schwarze Tafel noch aufgestellt war, sollten die Kinder noch eine Probe von dem Rechtschreiben geben. Ein alter Pfarrer diktirte auf Ersuchen einen Spruch aus der heiligen Schrift. Es war dieser: „Gott lieben ist die schönste Weisheit; den Herrn fürchten ist die Wurzel der Weisheit; ihre Zweige grünen ewig.“ Der Spruch wurde von den Kindern, und zwar von jedem nur ein Paar Worte, sehr fertig, deutlich und richtig an die Tafel geschrieben.

Nun wurde die Erdbeschreibung vorgenommen. Der Lehrer brachte zuerst eine Karte der Herrschaft Waldau, und heftete sie an die Tafel. Auf dieser Karte waren Schloß, Dorf und die übrigen Orte nicht bloß mit Ringchen angedeutet, sondern sehr kenntlich und mit lebhaften Farben gemalt. Auch die Waldungen und der Bach waren schön grün und blau angedeutet. Diese Karte brauchte wenig Erklärung. Hierauf rollte der Lehrer eine schöne Karte von Deutschland auf. Er wußte so gut zu fragen, und die Kinder wußten so gut zu antworten, daß mancher Landmann, der zuhörte, sich nunmehr erst eine deutlichere Vorstellung von Deutschland machen konnte, als bisher.

An die Erdbeschreibung schloß der Pfarrer die Naturgeschichte an, in sofern er sie in der Schule zu lehren für gut gefunden hatte. Er fragte die Kinder, an welchen Pflanzen, Thieren und Minera=

lien diese oder jene Gegend von Deutschland vorzüglich reich sey, und wozu gar Vieles, was das Land hervorbringt, in den Städten verarbeitet, und von mancher weit entfernten Stadt durch den Handel bis in das Dorf, worin die Kinder lebten, gebracht werde. Er durchging hierauf mit den Kindern einige Stellen des 103 (nach Andern des 104) Psalms, in dem die Werke Gottes so herrlich dargestellt werden, und den die Kinder auswendig wußten. Der Pfarrer wendete auch auf Deutschland die herrlichen Worte an: „Wie groß, wie viel sind Deine Werke, o Herr! Alle hast Du mit Weisheit geordnet; die ganze Erde ist voll Deiner Güter.“

Nach der Prüfung wurden die Preise vertheilt. Der gnädige Herr überreichte die Preisbücher den Knaben, die gnädige Frau den Mädchen. Die beiden Brüder Johannes und Jakob erhielten, zu großer Freude ihrer Eltern, die ersten Preise. Der gnädige Herr nannte nun noch jene armen Knaben und Mädchen, die er neu kleiden lassen, und sie auch noch mit Geld beschenken wollte. Auch hier wurden Johannes und Jakob zuerst genannt.

„Es haben aber,“ sprach Herr von Flint, „nicht nur die Kinder für ihren Fleiß Lob und eine Belohnung verdient, sondern ganz vorzüglich der Herr Lehrer. Er überreichte ihm eine Schrift, die nicht bloß eine Belobung enthielt, sondern auch

eine Belohnung — eine Anweisung auf Getreid und Geld, das er bei dem herrschaftlichen Rentamte zu erheben habe.

Zum Schlusse sangen die Kinder noch ein fröhliches Danklied. Kinder und Eltern waren hoch erfreut, und viele Mütter und Väter hatten Thränen in den Augen. Die Kinder wurden nun noch in den Schloßgarten eingeladen, und zogen in schönster Ordnung dahin. Auf einem schönen grünen Platze waren zwei lange Tische errichtet, einer für die Knaben und einer für die Mädchen. Die Tische waren reichlich mit Kuchen und großen Schüsseln voll Backwerk und einigen Flaschen Meth besetzt. Auch prangten darauf einige Körbchen voll schöner Aepfel. Sie waren im vorigen Jahre, auf den Bäumen eben dieses Gartens, im Ueberflusse gewachsen, und hatten sich gehalten, bis die Apfelbäume wieder in voller Blüthe standen. Knaben und Mädchen setzten sich freudig auf die langen Bänke an die Tafel, und ließen es sich sehr wohl schmecken. Es war für die Herrschaft und andere Anwesende eine Lust, ihnen zuzusehen. Nachdem die Kinder gegessen und getrunken hatten, sangen sie einige Frühlingslieder, die an dem schönen Frühlingstage und in dem herrlichen Garten voll blühender Bäume sich besonders schön ausnahmen. Einige Lehrer begleiteten den Gesang mit Klarinetten und Waldhörnern. Alle Kinder versicherten: „In un-

serm ganzen Leben hatten wir noch nie einen so fröhlichen Tag.« Die Eltern konnten die gute Schule und die gnädige Herrschaft nicht genug loben und preisen. Es bedurfte keiner Zwangsmittel mehr, die Kinder in die Schule zu nöthigen.

5.

Die Lehrlinge und Gesellen.

Nachdem die beiden Knaben Johannes und Jakob neu gekleidet waren, zogen auch Vater und Mutter ihre Sonntagskleider an, und der Vater sagte: „Kinder, laßt uns nun miteinander in das Schloß gehen, und dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau unsern Dank bezeigen.“ Als sie in das Zimmer traten, sagte die Frau, jedoch um die Kinder nicht eitel zu machen, in französischer Sprache zu ihrem Gemahl: „Die zwei Knaben sind in der neuen Kleidung noch einmal so hübsch. Der Größere mit seinen dunkeln Haaren gleicht seinem Vater, und der Kleinere der Mutter. In der That, es sind ein Paar recht schöne, allerliebste Knaben!“

„Und was noch mehr ist,“ sagte der Herr in eben der Sprache, „sie sind zwei recht brave, fleißige, gutartige, hoffnungsvolle Knaben. — Wie wäre es,

wenn wir ihnen nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde machten, sondern es sogleich ganz bezahlten?«

„Damit bin ich ganz einverstanden,“ sprach die Frau. „Wir wollen die Liebe, die wir zu unsern so frühe verblichenen zwei Söhnen hatten, diesen zwei Knaben, und andern armen Kindern zuwenden. Ich will deßhalb gern auf die goldenen Ohrenringe mit Diamanten, die du mir kaufen willst, Verzicht leisten. Ich habe ja ohnehin Schmuck genug; das Geld wird so besser angewandt seyn.“

„Nun, wie steht es,“ sagte hierauf Herr von Flint zu dem Vater: „seyd Ihr nicht gesonnen, Eure zwei wackere Knaben Handwerke lernen zu lassen?“

„Ich bin zwar,“ sagte der Mann, „mit meinem Stande, wiewohl ich, so wie mein seliger Vater, nur ein Holzhacker bin, vollkommen zufrieden. Da aber der liebe Gott meinen zwei Söhnen gute Talente gegeben hat, so meine ich freilich, sie könnten Handwerke lernen, wozu mehr Geschicklichkeit als zum Holzhacken gehört, und die auch einträglicher sind.“

„Habt Ihr,“ sprach Herr von Flint, „auch schon darauf gedacht, welche Handwerke Ihr Euren Knaben möchtet lehren lassen? Wozu hätten sie wohl Lust?“

„Mein Johannes da,“ sagte der Vater, „möchte gern ein Schreiner werden. Es befindet sich in

der nächsten Stadt ein trefflicher Schreiner, ein gar rechtschaffener, christlicher Mann. Es ist der Meister Blank, der auch schon hier im Schlosse gearbeitet hat. Er kommt zu Zeiten heraus in den Wald, um Holz zu seinen Arbeiten zu kaufen. Ich habe ihm schon so manchen schönen Kirschenbaum ausfindig gemacht und ihm denselben gezeigt. Der Herr Förster schickte einmal den Johannes mit einem Brieflein an ihn in die Stadt. Dem Knaben gefiel es in der Werkstätte sehr wohl, und er will seit der Zeit nichts anders werden, als ein Schreiner. Der Meister wäre auch sehr geneigt, ihn in die Lehre zu nehmen.«

„Nun wohl," sprach Herr von Flint; „und was möchte denn Euer jüngerer Sohn, der Jakob, einmal werden?«

„Der," sagte der Vater, „hat die größte Lust zum Drechslerhandwerke. Die Mutter schickte ihn einmal mit ihrem schadhaften Spinnrädlein zum Dreher in die Stadt. Der Knabe sah dem Drehen zu, und war über diese sinnreiche Kunst, wie er sie nannte, ganz erstaunt und entzückt, und sagte zu dem Meister: „Ich möchte von der Welt nichts lieber werden, als ein Drechsler.« Der Meister hatte Freude an dem Knaben, und zeigte Lust, ihn in die Lehre zu nehmen. Auch dieser Meister, den ich hier im Walde kennen gelernt, ist ein sehr braver Mann.«

„Das Alles, was Ihr mir da gesagt habt, ist erwünscht,“ sprach Herr von Flint. „Nun hört einmal! Ich will für die beiden Knaben nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde machen. Ich und meine Frau sind bereit, es ganz zu bezahlen. Redet mit den Meistern und macht mit ihnen die Sache, auch wegen des Lehrgeldes, sogleich richtig.“

Beide Knaben — und die Mutter unter vielen Thränen, — küßten dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand. „Ich und meine Söhne,“ sagte der Vater, „werden Euren Gnaden, so lange wir leben, für eine so große Wohlthat dankbar seyn, und Gott wird sie Ihnen vergelten.“

Sogleich am folgenden Tage begab sich der Vater mit den beiden Knaben in die Stadt. Beide kamen sogleich in die Lehre. Sie faßten Alles sehr gut, griffen jede Arbeit mit Lust an, waren unermüdet fleißig, und wurden sehr geschickt. Sie besuchten auch, so viel es ihre Arbeiten gestatteten, die Gewerbsschule und den Unterricht im Zeichnen, und gehörten auch da unter die ausgezeichnetsten Schüler. Dabei waren sie recht fromme Knaben, willig, wohlgesittet, und ihre Aufführung war ohne allen Tadel. Ihre Meister hatten Freude an ihnen, und konnten sie nicht genug loben.

Als Beide ausgelernt hatten und Gesellen geworden, sagte Johannes zu Jakob: „Du, Bruder, dem gnädigen Herrn, der uns eine so große Wohl-

that erwiesen hat, müssen wir doch eine kleine Freude machen. Er ist ein ungemeiner Liebhaber vom Schachspiele. Ich will in den Stunden, in denen ich von Arbeit frei bin, ein recht schönes Schachbrett für ihn verfertigen. Drehe du in deinen Freistunden das Schachspiel dazu. Du hast schon viele Dutzende gemacht; du wirst gewiß ein recht schönes zu Stande bringen.«

„Das ist ein guter Einfall," sagte Jakob, „das wollen wir thun. Aber für die gnädige Frau sollten wir auch etwas machen. Sie hat Freude am Spinnen. Ich dachte daher schon daran, ihr ein recht hübsches Spinnrädchen von meiner Arbeit zu verehren."

„Das ist schön!« sagte Johannes, »das thu; und ich werde für die gnädige Frau ein so niedliches Arbeitstischchen verfertigen, als ich nur immer zu Stande bringen kann.«

Nach einiger Zeit begaben sich Beide mit ihren Arbeiten, die trefflich ausgefallen waren, in das Schloß. Sie ließen sich zuerst bei dem gnädigen Herrn melden, und wurden sogleich vorgelassen. Sie ließen das Arbeitstischchen und das Spinnrädchen einstweilen in dem Vorzimmer stehen, und traten ehrerbietig in das Zimmer des Herrn von Flint. Johannes hatte das Schachbrett unter dem Arme, und Jakob hielt die schöngedrehte Kapsel mit dem Schachspiele in der Hand. Johannes

führte das Wort und sagte: „Wir beide Brüder kommen, Euren Gnaden eine geringe Probe unserer Arbeiten und einen kleinen Beweis unserer Dankbarkeit zu bringen.“

Der Herr von Flint war sehr freundlich, betrachtete das Schachbrett mit großem Wohlgefallen und sagte: „Das ist ja aus dem schönsten weißen und braunen Holze von Ahorn und Nußbaum, und so schön polirt, daß es glänzt wie ein Spiegel.“ Er legte das Brett auf den Tisch, nahm das Schachspiel aus der Kapsel, und stellte die Schachspielfiguren sogleich auf. „Sie sind unvergleichlich,“ sagte er; „sie sind so schön weiß und schwarz, als wären sie von Elfenbein und Ebenholz, und so fein und zierlich gedreht, daß sie kaum schöner seyn könnten. Es ist doch schön, wenn man etwas gelernt hat! Es macht mir Freude, daß ihr so geschickt geworden. Was doch der Fleiß vermag! Ich hätte nie gedacht, daß ihr mich so reichlich würdet beschenken können. — Aber meiner Frau müsset ihr nun auch eine kleine Arbeit von eurer Hand zum Geschenke machen.“

„Wir haben auch für die gnädige Frau ein Paar kleine Geschenke mitgebracht,“ sagte Johannes. „Sie stehen draußen im Vorzimmer.“ Herr von Flint ging sogleich hinaus, und lobte das hübsche Spinnrädchen und das schöne Arbeitstischchen sehr. „Meine Frau wird sich freuen,“ sagte er; „über-

bringt ihr sogleich die schönen Arbeiten.“ Frau von Flint wurde durch die schönen Arbeiten überrascht. Sie betrachtete bald das Tischchen, bald das Rädchen mit Entzücken und lobte beides ganz ungemein. „Eure Geschicklichkeit,“ sprach sie, „freut mich so sehr, als eure Dankbarkeit. Bei euch trifft das Sprüchlein ein, das ihr in der Schule gelernt habt: Ein edles Herz und eine geschickte Hand haben den Preis im ganzen Land.“

Jetzt trat Herr von Flint mit seinem Schachbrette und dem Schachspiele in das Zimmer, und sagte zu seiner Gemahlin: „Da sieh einmal, was ich Schönes bekommen habe! Das Geld, das wir an die zwei Jünglinge verwendet haben, war sehr wohl angewendet.“

„Nun werdet ihr euch,“ sprach er zu ihnen, „wohl bald auf die Wanderschaft begeben? Nicht so? Ich finde das sehr nöthig. Denn ich wünschte, geschickte Handwerker in meine Herrschaft zu bekommen.“

Sie sagten, daß sie noch ein Jahr bei ihren Meistern bleiben würden, um sich noch mehr Fertigkeit und Gewandtheit in dem Handwerke zu erwerben, und sich ein Reisegeld zu ersparen; dann aber wollten sie in die Fremde gehen.

„Nun wohl!“ sprach Herr von Flint. „Ich werde mich künftigen Winter mit meiner Frau nach Frankfurt begeben, und dort werde ich für euch

Beide die besten Meister ausfindig machen. Ihr sollt weitere Nachricht erhalten. Auch werden wir, was euch an der nöthigen Ausstattung für die Reise dann noch abgehen sollte, euch anschaffen, damit ihr dort mit Anstand erscheinen möget.“

Beide Jünglinge küßten voll der innigsten Dankbarkeit dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand, eilten nach Hause und riefen: „Lieber Vater, liebe Mutter! Nun habt Ihr wieder eine große Sorge weniger, die Euch schon lange das Herz schwer gemacht! Die gnädige Herrschaft will uns für die Reise ausstaffiren.“ Vater und Mutter weinten Freudenthränen, dankten Gott, und der Vater sagte: „Wir alle — ihr, meine Söhne und wir, Eure Eltern! — wollen täglich zu Gott flehen: „Lieber Gott, segne unsre gute Herrschaft!“

Bevor ein Jahr verfloß, schrieb Herr von Flint, seinem Verwalter, die beiden wackern Gesellen sollen sich unverzüglich auf den Weg machen; mit Allem, was sie bedürfen, seyen sie auf herrschaftliche Kosten zu versehen. Der Verwalter begab sich sogleich zu ihnen in die Stadt, um seinem Auftrage gemäß, sie zur Reise auszurüsten, wie es ordentlichen Handwerksburschen geziemt, und um ihnen Alles noch Fehlende zu besorgen.

Nach einigen Tagen traten beide rüstige Jünglinge in Reisekleidern, ihre Ränzchen auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, zu ihren Eltern

in das kleine Stübchen, um Abschied zu nehmen. Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, blieben sie. Sie besuchten Morgens den Gottesdienst mit besonderer Andacht, um Gott für alle in ihrem Vaterorte genossene Wohlthaten zu danken, und sich in Seinen fernern Schutz zu empfehlen. Nach dem Gottesdienste gingen sie zu dem Herrn Pfarrer, auch ihm für alles Gute, das er ihnen erwiesen, ihren Dank zu bezeigen. Der würdige Geistliche gab ihnen noch viele gute Ermahnungen, schenkte jedem ein ganz vortreffliches kleines Büchlein, (das damals in dem Schulbücher-Verlage zu München eben erschienen war:) „Hundert väterliche Lehren, ein Geschenk für wandernde Handwerksgesellen“ und gab ihnen seinen Segen. Hierauf begaben sie sich zu dem trefflichen Schullehrer, zu dem Verwalter, zu ihren Taufpathen und allen Wohlthätern und Bekannten, die alle ihnen Glück und Segen wünschten. Am folgenden Tage baten Beide, vollkommen reisefertig, nun noch um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Mutter weinte, gab ihnen ihre wenigen zusammen gesparten Groschen, und viele gute Ermahnungen mit auf den Weg. Der Vater sprach: „Ich kann euch nichts geben, als meinen Segen! Vertraut auf Gott, haltet seine Gebote, seyd rechtschaffen und thut nichts Böses — so wird Gott für euch sorgen, und euch nie das Nöthige fehlen lassen.“ Er blickte mit

Augen voll Thränen zum Himmel; die Mutter stand schluchzend und mit gefaltenen Händen neben ihm. Beide Söhne knieten nieder — und der Vater sprach: „Der allmächtige Gott segne euch, bewahre euch, und wolle immer mit euch seyn!" Und Mutter und Söhne sagten: „Amen."

Die Söhne standen auf, küßten dem Vater und der Mutter die Hände, dankten ihnen für alle empfangene Wohlthaten, und baten wegen aller ihrer jugendlichen Fehler um Vergebung; ihre Stimme brach, ihre Thränen flossen heftiger, der Schmerz übermannte sie — sie wandten schnell sich um und eilten zur Thüre hinaus.

6.

Die Rekruten.

Beide Brüder kamen glücklich zu Frankfurt an. Herr von Flint ließ sogleich die zwei Meister rufen, denen sie sehr wohl gefielen, und die sie sogleich mit sich nahmen. Beide Jünglinge erwiesen sich so geschickt und so fleißig, und ihr ganzes Betragen war so gut und ohne Tadel, daß ihre Meister sie bald so lieb gewannen, als wären sie ihre Söhne, und sie so gut hielten, wie ein Kind im Hause.

Die beiden fleißigen Gesellen bekamen auch so viel Lohn, und waren nach dem Beispiele ihres Vaters so sparsam, daß sie von Zeit zu Zeit, anstatt um Geld nach Hause zu schreiben, ihren Eltern Geld schicken konnten. Die Eltern freuten sich über diese kindlichen, dankbaren Gesinnungen ihrer Kinder, und konnten in ihrer Armuth nun sich manches Nöthige anschaffen.

Nach zwei Jahren aber wurden die liebevollen Eltern von einer neuen Sorge geängstiget; besonders war die Mutter tief bekümmert. Es war Krieg, und alle Jünglinge, die das zwanzigste Jahr zurück gelegt hatten, wurden einberufen, um das Loos zu ziehen, welche aus ihnen dem Militär sollten eingereiht werden. Unter diesen Jünglingen war nun auch Johannes. Er kam nach Hause, und tröstete voll fröhlichen Muthes seine bekümmerten Eltern. „Was auch geschehen wird,“ sagte er, „das wollen wir als den Willen Gottes ansehen, und es von Gott annehmen. Ich fürchte mich nicht, Soldat zu werden, und für mein Vaterland zu kämpfen, dem ich jetzt im Felde nützlicher werden kann, als an meiner Hobelbank.“

Er ging hin, zog das Loos — und ward für dieses Mal frei. Die Offiziere bedauerten, daß ihnen ein so wohlgewachsener, kraftvoller, muthiger Jüngling entging; die Eltern aber waren hoch erfreut, und dankten Gott, daß ihr lieber Johannes ihnen wieder geschenkt war.

Im folgenden Jahre wurden die Jünglinge von Jakobs Alter einberufen, um aus ihnen die erforderliche Anzahl zum Kriegsdienste durch das Loos auszuheben. Jakob besuchte drei Tage vor der Ziehung seine Eltern. Er war sehr kleinmüthig und verzagt; bei seiner sanften, stillen Gemüthsart war es ihm ein entsetzlicher Gedanke, Soldat zu werden und in den Krieg zu ziehen. Die Mutter suchte, obwohl ihr selbst das Herz bebte, ihm Muth zu machen; auch der Vater versuchte, ihn zu ermuntern. Allein alles Zureden half nichts. Der gute Jüngling war sehr traurig, und es war ihm ganz unbeschreiblich bange. Mit schwerem Herzen ging er hin, das Loos zu ziehen und seine Eltern versprachen, indessen für ihn zu beten. Mit bleichem Gesichte kam er zurück und rief: „Nun ists vorbei; ich bin Soldat!“ Die Eltern bemühten sich vergebens, ihn zu trösten. Es war ein großer Jammer.

In acht Tagen sollte Jakob mit den übrigen Rekruten abgehen. Am Tage vor der Abreise trat plötzlich Johannes in die Stube. „Ich vernahm,“ sagte er, „daß den Bruder Jakob das Loos getroffen habe. Ich weiß, daß er wenig Neigung hat, Soldat zu werden, und komme nun, anstatt seiner einzutreten.“

Bruder Jakob war im Herzen erfreut, wollte es aber doch nicht zugeben. „Es ist zu viel, liebster Bruder,“ sagte er, „daß du aus Liebe zu mir

so große Beschwerden auf dich nehmen, und dein Leben für mich daran wagen willst.«

„Ich thu' es gern," sprach Johannes; „es freut mich, daß ich meine Liebe zu dir — und zu meinem Vaterlande durch die That beweisen kann.« Jakob und beide Eltern wurden durch diese Großmuth so gerührt, daß sie heiße Thränen vergossen. Sie lobten Johannes über die Maßen. Allein er sagte: „Gottlob, ich habe Muth dazu! Dieser Muth ist eine Gabe Gottes, und Niemand kann sich ihn selbst geben. Man sollte, was freilich nicht wohl möglich ist, bei Aushebung der Mannschaft nicht bloß darauf sehen, ob ein junger Mensch seine geraden Glieder besitze, sondern ob er auch Herz habe.« — „Nur Eines versprich mir jetzt, lieber Jakob," sagte er zu seinem Bruder. „Sorge für unsere lieben Eltern; gib ihnen jeden Kreuzer, den du von deinem Lohne ersparen kannst; denn von meinem Solde werde ich wenig erübrigen können. Und sollte ich umkommen im Kriege, so sey du ihre Stütze in ihrem Alter.«

Johannes ging mit seinem Bruder in die Stadt zu dem Offizier, und bat, anstatt seines Bruders angenommen zu werden. Der Offizier freute sich des muthigen, jungen Mannes und sprach: „Das ist ja vortrefflich, daß du ganz freiwillig deinem Könige und Vaterlande dienen willst. So, wie du, sollten Alle denken.« Johannes wurde sogleich in die Liste eingeschrieben, und Jakob entlassen.

Nachdem Johannes hinreichend in den Waffen geübt worden, und nun zu Feld ziehen sollte, nahm er noch von seinen Eltern Abschied. In einer ganz neuen schimmernden Uniform und mit glänzendem Helme bedeckt, trat er in die Stube, und stand da, als ein schöner, stattlicher Kriegsmann. Die Mutter aber freute sich des Anblicks nicht; sie erschrak, und als er vom Abschiednehmen redete, brach sie in Thränen aus. Er aber sprach. „Weinet nicht, liebste Mutter! Wir stehen überall in Gottes Hand; gegen Seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Wen Er schützt, der ist auf dem Schlachtfelde so sicher, als in seinem Hause. Betet für mich, und seyd gutes Muths.“

Die Mutter ging in die Kammer, und kam mit einer kleinen Goldmünze wieder heraus. „Sieh,“ sagte sie, „das ist noch der Pathenpfennig, den ich von meiner Taufpathe erhalten habe. Ich trug das Goldstücklein an einem seidenen Bändchen am Halse, als ich noch jünger war. Deßhalb ist ein Oehr, ein kleines Ringlein, daran angelöthet. In meinem verheiratheten Stande habe ich, wenn ich in Geldnoth war, dieses Gold vielmal versetzt, aber das Pfand allemal richtig wieder eingelöset. Gib es nicht aus, als in der äußersten Noth; entlehne, wenn es je möglich ist, lieber Geld darauf, damit das schöne Goldstücklein nicht in fremde Hände komme. Es ist mir ein gar zu

theures Andenken! Sieh, der heilige Martin ist darauf abgebildet.«

„Richtig,« sagte der Sohn; „er soll mein Vorbild seyn. Ich will mich bestreben, ein so tapferer Soldat zu seyn, als er gewesen.« „Wohl,« sagte die Mutter, „sey aber auch im Kriege so schonend und mildthätig gegen Leidende und Bedrängte, wie er es gewesen.«

„Das will ich,« sagte Johannes; da habt Ihr meine Hand darauf. Ich werde dieses Gold zum Andenken an Euch, und zur Erinnerung an den menschenfreundlichen, heldenmüthigen Heiligen an einer seidenen Schnur, unter meiner Weste hier, immer auf meiner Brust tragen.«

Als es zum Abschied nehmen kam, brachen beide Eltern in Thränen aus. Der Sohn tröstete sie mit heiterem Angesichte. Bald fühlte er aber, daß der Abschied auch ihn weichherzig mache, und daß auch ihm das Weinen komme. Da sagte er schnell: „Lebt wohl, und Gott sey mit uns!« und riß sich, um ihnen seine Thränen zu verbergen, von den geliebten Eltern los. Ihre besten Segenswünsche, und ihr inbrünstiges Gebet begleitete ihn.

7.

Eine Trauernachricht.

Johannes schrieb, gemäß seinem Versprechen, seinen Eltern von Zeit zu Zeit, und seine Briefe enthielten lauter Erfreuliches und Tröstliches. Jakob stand wieder in der nahen Stadt, bei seinem ehemaligen Lehrmeister, der ihn darum ersucht hatte, in Arbeit. Am Namensfeste der Mutter kam er heraus aufs Land, ihr Glück zu wünschen. Beide Eltern waren sehr bekümmert, daß sie von Johannes schon lange keinen Brief mehr erhalten hatten, und klagten ihren Kummer dem Jakob. Jakob sprach aber fröhlich: „Ich bringe einen Brief von ihm, der in einem Briefe an mich eingeschlossen war. Er enthält zwar keinen Glückwunsch zu dem heutigen Feste, denn der Brief hat sich, wohl um mehr als drei Monate verspätet. Er wird Euch aber dennoch große Freude machen.“

Jakob las den Brief vor. Johannes schrieb unter anderm: „Liebste Eltern! Gottlob bin ich noch immer gesund und wohl. Es fielen schon mehrere blutige Gefechte vor. Allein Gott hat mich in Mitte von feindlichen Kugeln und Bajonetten noch immer unverletzt erhalten. Ich habe dies Eurem frommen Gebete, liebste Eltern, vorzüglich Euern Thränengebeten, liebste Mutter, zu verdanken. Seyd

unbekümmert um mich, und betet ferner für mich, so wird Gott mich auch ferner schützen.“ In dem Briefe folgten jetzt viele dankbare Erinnerungen, Empfehlungen und Grüße, an den gnädigen Herrn und dessen Frau Gemahlin, an den Herrn Pfarrer, den Herrn Lehrer, den Herrn Verwalter, an Meister Blank und alle Wohlthäter und gute Freunde. „Der liebe Gott,“ hieß es dann weiter im Briefe, „hat uns doch immer gute Menschen zugeschickt, die sich unser annahmen. Auch meine Herren Offiziere sind sehr gnädig gegen mich, und denkt nur, liebste Eltern, so kurz ich noch diene, so bin ich schon Unteroffizier. Auch das habe ich Euch zu danken, weil Ihr mich so fleißig zur Schule geschickt, wo ich nicht nur fertig und deutlich schreiben, sondern auch das, was ich sah und hörte, zu Papier bringen lernte. Man ist daher mit meinen Berichten sehr zufrieden. Auch kommt es mir jetzt gut, daß ich schon in der Schule einen Begriff von Landkarten erhalten habe, und mich auf jeder Karte leicht zurecht finde. Danket mit mir dem lieben Gott, daß Er mich in meiner Kindheit einen so treuen Lehrer hat finden lassen, und mich bei all' den großen Gefahren feindlicher Angriffe, die wir zurückschlugen, bisher in Seinen heiligen Schutz genommen hat. Ich habe das feste Vertrauen zu Ihm, Er werde es ferner thun. Darum seyd gutes Muthes und seyd fröhlich, wie ich es bin.“ Die Eltern wurden durch diesen Brief sehr aufgeheitert.

Die Mutter eilte nun in die Küche, ein etwas besseres Mittagessen, als gewöhnlich, zu bereiten. Bei Tische redeten alle Drei, gleich angelegentlich und herzlich, noch lange von dem geliebten Johannes. Sie lobten sein Vertrauen auf Gott, seinen kühnen Muth, seine kindliche und brüderliche Liebe. Alle waren, da man viel vom nahen Frieden sprach, voll der süßesten Hoffnung, ihn bald fröhlich und gesund wieder zu sehen.

Jakob hatte in seiner Rocktasche eine Flasche Wein mitgebracht. Der Wein, der den guten, alten Leuten etwas Seltenes war, erheiterte sie noch mehr. Sie tranken auf die Gesundheit des trefflichen Johannes. „Wir haben doch schon lange keinen so fröhlichen Tag gehabt!" sagte der Vater. —

Da näherte sich ein Soldat, bleich und abgezehrt, an einer Krücke dem Hause. Die Eltern meinten, als sie ihn durch das Fenster erblickten, der Soldat sey Johannes, von dem sie eben redeten. Allein als er in die Stube trat, sahen sie, er sey ein Bauernsohn aus einem benachbarten Dorfe. Der wackere Krieger war im Kriege verwundet und im Militärspitale geheilt worden; da man ihn aber zu ferneren Kriegsdiensten unfähig befunden, so hatte man ihn nach Hause entlassen. Eben weil er so blaß und mager geworden, hatten sie ihn nicht sogleich wieder erkannt.

„Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem Johannes,“ sagte er, „von unserm Herrn Korporal!“

„Von unserm Johannes!“ riefen alle Drei erfreut. „Nun, geht's ihm gut?“

„Ich denke besser, als es uns auf dieser elenden Welt gehen kann!“ sprach der Soldat. „Er ist als ein tapferer Kriegsheld auf dem Bette der Ehre gestorben.“

Da erschraken alle Drei heftig; die Mutter wollte umsinken. Die Fröhlichkeit war plötzlich in Traurigkeit verwandelt. Sie konnten vor Schrecken lange nicht reden, nur tiefe Seufzer und einzelne Jammerworte stießen sie aus.

Endlich sagte der Vater; „Setzt Euch zu uns, lieber Andreas, und erzählt, wie es ihm ging?“

Andreas setzte sich; die Mutter schenkte ihm, mit zitternder Hand, den Rest des Weines ein, legte ihm von dem Gebackenen vor, und er erzählte: „Wir wurden von dem Feinde angegriffen, und leisteten ihm tapferen Widerstand. Der Herr Korporal, Euer Johannes, ward von einer Kugel zu Boden gestreckt. Da man nicht wissen konnte, wie das Treffen ausgehen werde, so wollten ich und ein Kamerad ihn in Sicherheit bringen. Wir trugen ihn auf einen nahen Kornacker, auf dem der bereits reife Roggen in hohen Aehren stand. Hier legten wir ihn sanft nieder, und ich suchte das Blut zu stillen. Er erholte sich ein wenig und sagte: „Kehrt zurück

in den Streit; mir könnet ihr nun nichts mehr helfen, aber wohl unsern Kameraden, die einen harten Stand haben.« Es wurde ihm aber sogleich wieder sehr übel. Er sagte zu mir mit schwacher Stimme: „Andreas! da unter meiner Weste trage ich an einer schwarzen, seidenen Schnur ein Goldstücklein. Bring das meiner lieben Mutter! Grüße sie und meinen lieben Vater. Grüße auch meinen Bruder Jakob, und bring ihm diesen meinen letzten Abschiedskuß.« Er küßte mich mit blutendem Munde, und da er sah, daß er mich blutig gemacht, seufzte er, und sagte: „Bring ihm diesen blutigen Kuß.« — „Gott sey meiner Seele gnädig!« sagte er noch, — und verschied. Wir eilten zurück in den Streit. Das Gefecht währte, bis die Nacht einbrach. Wir mußten der Ueberzahl der Feinde weichen, und wurden über eine Stunde weit zurückgetrieben. Am andern Morgen erneuerte der Feind, der indeß noch Verstärkung erhalten hatte, den Kampf. Wir wurden geschlagen, zogen uns aber in guter Ordnung noch weiter zurück. Mich traf eine Kugel in den Fuß, und ich kann seit der Zeit nur mehr an der Krücke gehen. In der Nacht bekam der Hauptmann Befehl, den Kampf aufzugeben, und auf der Stelle in aller Stille abzuziehen. Der Feind hatte nicht nur unser Regiment angegriffen, sondern zu gleicher Zeit alle Stellungen unsers ganzen Heeres. Wir räumten die ganze Gegend.«

Andreas zog jetzt das kleine Goldstück, an der schwarzen Schnur, heraus und gab es der Mutter. Die Mutter, die bisher bleich und stumm dagesessen war, brach in Thränen aus, als sie das Goldstück erblickte. Sie erzählte, wie sie es ihrem seligen Johannes beim Abschiede gegeben, und wiederholte alle Worte, die sie ihm gesagt hatte.

„Nun," sprach der Soldat, „alle diese Worte hat Euer guter Johannes treulich befolgt. Er war sehr tapfer gegen den Feind, und wußte gar nicht, was die Furcht sey; gegen Bürger und Bauern aber, bei denen wir einquartirt wurden, war er immer sehr freundlich und gut. Er sah darauf, daß der Mann erhielt, was ihm gebührte; wer aber zu viel forderte, den wies er zurecht, und schlichtete manchen Zank und Streit. Alle Soldaten liebten ihn; auch bei den Offizieren, sogar bei dem Herrn Oberst, galt er sehr viel. Wenn er noch länger gelebt hätte, hätte er es sicher noch bis zum Offizier gebracht."

Vater und Mutter dankten dem ehrlichen Krieger für die wiewohl traurige Nachricht, besonders aber, daß er ihrem lieben Johannes in dessen letzter Stunde so liebreich beigestanden, und die Goldmünze so treulich überbracht habe. Alle weinten. Andreas der auch Thränen in den Augen hatte, hinkte an seiner Krücke nach Hause. Am untröstlichsten war Jakob. „Ach," seufzte er, „der gute Bruder hat sein Leben für mich gegeben!"

———

8.

Der Korporal.

Der Korporal, Johannes Thann, der tapfere Sohn der guten Eltern, lebte noch. Er war damals bloß in eine tiefe Ohnmacht gefallen; ein heftiger Krampf hatte ihn so gelähmt, daß er kein Glied, nicht einmal ein Augenlied bewegen konnte. Der Athem schien still zu stehen; man konnte ihn leicht für todt halten. Er mußte, nachdem Andreas ihn verlassen hatte, lange so da gelegen seyn. Denn als er wieder zu sich selbst kam, war es bereits dunkle Nacht. Der Himmel war voll Sterne; Alles war stille. Man hörte nicht mehr schießen, und auch sonst kein Getümmel der Streitenden. Nur ein kühles Lüftchen bewegte leise die hohen Kornhalme. Der verwundete Krieger versuchte aufzustehen; allein er war zu schwach und kraftlos. Er wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme versagte ihm. Da blickte er, wie er so da lag, zum gestirnten Himmel auf, und flehte in seinem Herzen zu Gott um Erbarmen.

„O Du guter, barmherziger Gott!“ seufzte er; „Du siehst mich hier hülflos in meinem Blute liegen! Du hörest mein leises Seufzen, wie wohl ich kein lautes Wort hervorbringen kann! Du erbarmest Dich Aller, die keine andere Zuflucht haben, als Dich! Auf Dich setze ich mein ganzes Vertrauen! Keine Menschenseele hat in ihrem Jammer noch ver-

gebens zu Dir gefleht. O erbarme Dich auch meiner, und laß mich in meinem Elende nicht umkommen! Willst Du aber, lieber Vater im Himmel, daß ich ferne von Eltern — Bruder — Freunden — hier sterbe, so geschehe Dein heiliger Wille! Stehe Du mir bei! Tröste meine Eltern und meinen Bruder! Vergib mir um Jesu, Deines geliebten Sohnes willen meine Sünden, und nimm mich auf in Dein Reich!"

Nach einiger Zeit hörte er auf dem Fußwege, der nahe an dem Acker vorbei ging, einen Fußtritt und das Rasseln eines Karren. Es war ein Mann mit einem Schiebkarren, der immer näher kam. Der Korporal brachte mit vieler Anstrengung die Worte hervor: „Hülfe! Hülfe!" Seine Stimme war aber zu schwach. Der Mann hörte sie nicht vor dem Rasseln des Karren. Er wäre vorbei gefahren. Jetzt hielt er aber, um ein wenig auszuruhen, und setzte sich auf dem Ackerrain, dicht neben dem Platze, wo der Leidende lag, und vernahm das leise Winseln. Er stand sogleich auf, ging in den Acker hinein, und nach wenigen Schritten, sah er, so viel er bei der Sternhelle wahrnehmen konnte, daß hier ein Mensch liege. Er kniete bei ihm nieder, damit er ihn leichter verstehen möge, und fragte ihn, wer er sey und was ihm fehle? Der Verwundete konnte nur die zwei Worte hervorbringen. „Soldat" und „Blessirt!" „Ach Du mein Gott, wie dauert Ihr mich," sagte der mitleidige Mann, ob

wohl er noch nicht wußte, ob der Soldat Freund oder Feind sey; „ich bin bereit, Euch zu helfen, so gut ich kann!“ Er schob seinen Schiebkarren herbei, verbarg, was darauf war, in dem Korn und lud den Verwundeten, der sehr seufzte, nicht ohne Mühe und mit vieler Schonung auf den Karren, um ihn mit sich nach Hause zu bringen.

Der Mann, der so viel Mitleid zeigte, war ein armer Landbote, der allerlei ländliche Waaren, Hühner, Eier, Butter und dergleichen auf den Wochenmarkt in das nahe Städtchen zu führen pflegte, und dagegen allerlei städtische Waaren aus der Stadt zurück brachte. Er wurde heute durch das Gefecht, das in der Gegend vorgefallen war, in der Stadt aufgehalten, und hatte sich erst, nachdem die Streitenden sich entfernt hatten, auf den Rückweg gemacht. Sein Haus lag in einem Waldthale, und war das äußerste, ja wohl das geringste eines kleinen Weilers. Er rief, als er bei der Hansthüre ankam, seine Leute heraus; sein Weib und sein Sohn kamen sogleich mit Licht. Sie hatten das aufrichtigste Mitleid mit dem schimmernd gekleideten, aber todtblassen Soldaten auf dem Schiebkarren. Beide Männer trugen ihn in die Stube, und die Mutter leuchtete. Der Vater befahl dem Sohne, augenblicklich in das nächste Dorf zu laufen, und den Landarzt zu rufen. „Auf dem Heimwege,“ sagte der Vater, „kannst du dann die Waaren mitnehmen, die in dem Kornacker, zunächst

dem großen Birnbaume, liegen geblieben. Da eben der Vollmond aufgeht, brauchst du keine Laterne. Lauf aber, was du kannst.«

Die Hausmutter bereitete indeß in der Stube ein Bett und was sonst zum Verbinden der Wunde nöthig seyn möchte. Sie kochte, bis der Chirurg kam, eine Suppe. Der Kranke wollte aber nichts essen, sondern begehrte bloß zu trinken. Der dienstfertige Hausvater wollte ihm, zur Stärkung, ein Gläschen Branntwein aufnöthigen; allein der Verwundete wies es mit der Hand zurück, und seufzte: „Wasser, Wasser!«

Der Wundarzt kam, sah die Korporalsuniform, und sagte sehr freundlich: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal! Von ganzem Herzen biete ich Ihnen meine ärztliche Hülfe an. Ich bin in meinen jüngern Jahren Feldscheer gewesen, und habe mit Gottes Beistand schon vielen hundert braven Soldaten wieder auf die Beine geholfen.« Er verband den Korporal, ordnete die Diät an, die er zu beobachten habe, machte ihm die beste Hoffnung baldiger Genesung, versprach morgen wieder zu kommen und wünschte ihm gute Nacht.

Der Korporal wurde von dem Landarzte so verständig und treulich besorgt, und von den guten Hausleuten so gut und sorgsam verpflegt, daß er bald sich außer Gefahr befand, mit jedem Tage mehr zu Kräften kam, und auch bald den größten Theil des Tages außer Bett zubringen konnte. Sein größter Kummer war nun, wie er den Arzt

und seine Hauswirthe für so viele Mühe und so vielen Aufwand bezahlen wolle. Als der Arzt nunmehr erklärte, der Herr Rekonvaleszent habe keines Arztes mehr nöthig, sagte der Korporal, daß er leider kein Geld habe. Allein der wackere Chirurg sprach: „Obwohl ich jetzt nicht mehr als Feldscheer im Felde dienen kann, so sehe ich es dennoch als meine Pflicht an, verwundete Krieger zu besorgen. Es ist dies aber auch Christenpflicht. Ein rechtschaffener Arzt soll sich auch armer Leute, von denen er keine Bezahlung hoffen kann, so gut und sorgfältig annehmen, als der reichsten Pazienten. Das fromme herzliche „Vergelts Gott!“ der Geretteten ist mehr werth, als Geld, und wird auch einmal meinen Kindern mehr Segen bringen.“

Als die Hausfrau Tags darauf wieder eine kräftige Suppe, in der sich eine abgeschlachtete Henne befand, auf den Tisch stellte, sagte der Korporal: „Aber beste Hausmutter, Ihr macht wegen meiner Euch zu große Kosten. Ich habe jetzt keiner so auserlesenen Nahrungsmittel mehr nöthig; und dann bin ich wirklich ohne Geld, und nicht im Stande, Euch Eure Ausgaben zu ersetzen.“

„O dafür ist schon gesorgt,“ sagte Lene, die Hausfrau. „Mit Euch kam der Segen Gottes in unser Haus. Seit Ihr unter unserm Dache seyd, bringen die Bauersleute im Weiler und aus dem nächsten Dorfe uns so viele Hennen, junge

Hahnen, Tauben, Eier, Butter, Mehl und Brod, daß Ihr nicht Alles aufzehren könnet. Ich sagte das den Leuten. Allein sie sagten: „Sollten wir Das, was wir umsonst haben, nicht mit den tapferen Männern theilen, die ihr Blut für uns vergießen?“ Ich sagte: „Es sey aber zu viel; es bleibe mehr übrig, als Ihr davon genießet.“ Allein sie sagten zu mir: „Nun, was der Herr Korporal nicht nöthig hat, das ist dann für Euch. Esset nur mit ihm. Ihr müsset für Eure Mühe und Versäumniß auch etwas haben.“ „So sagten sie, obwohl die Mühe, die wir mit Euch haben, nicht der Rede werth ist.“

Der Hausvater sprach: „Ich denke auch immer: Was wir Euch thun, das thun vielleicht andere gutherzige Leute unserm Sohne, der auch Soldat ist, und alle Tage blessirt werden kann, ja vielleicht eben jetzt, da wir von ihm reden, schwer verwundet daniederliegt.“

Der Korporal war endlich so weit hergestellt, daß er, wenn das Wetter schön war, an einem Stabe in dem kleinen Waldthale spaziren gehen konnte. Bald brauchte er den Stock nicht mehr, und fühlte sich so kräftig, daß er darauf dachte, seinen bisherigen freundlichen Aufenthalt zu verlassen, und sich wieder zu seinem Regimente zu begeben. Da vernahm er mit Freude, daß die Deutschen wieder gesiegt, den Feind überall zurückgedrängt hatten, und nun wieder vorrückten. Sein Regiment zog durch die benachbarte Gegend; er

fand sich voll fröhlichen Muthes wieder dabei ein, und wurde, da man ihn für todt gehalten hatte, mit desto größeren Freuden aufgenommen. Da er bei seinem trefflichen Verstande fast täglich Gelegenheit fand, sich eine vorzügliche Kriegskunde zu erwerben, und sich eben so sehr durch Muth und Tapferkeit auszeichnete, und da viele Offiziere verwundet oder getödtet wurden, so rückte er schnell vor, wurde Offizier und erschwang sich bis zum Hauptmann.

9.

Der Hauptmann.

Der Krieg währte noch mehrere Jahre, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Die Deutschen wurden wieder weit zurückgedrängt. Endlich machte man Waffenstillstand. Die beiden streitenden Heere quartierten sich, kaum eine Meile weit von einander entfernt, in Städten und Dörfern bei Bürgern und Bauern ein. Der Hauptmann Thann nahm sein Quartier in einer Mühle, dem besten Hause eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd. Er hatte sie nie gesehen, und wußte sich auch keine Karte zu verschaffen, worauf die kleineren Städte und die Dörfer verzeichnet waren. Er fand aber die Gegend sehr

schön; Felsen und Wald machten sie sehr malerisch. Er blieb einige Wochen da, und ging täglich spaziren.

Eines Morgens machte er sich sehr früh auf den Weg, und bestieg einen fernen Berg, auf dem man eine herrliche Aussicht hatte. Die Gegend jenseits des Berges kam ihm sehr bekannt vor. Es schien ihm, je aufmerksamer er sie betrachtete, einige Dörfer schon einmal gesehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchthurm des Städtchens zu erkennen, unweit dessen einst das Gefecht vorgefallen war, in dem er verwundet worden. Indem er oben auf dem Berge einige hundert Schritte weiter ging, da erblickte er unten in einem freundlichen Thälchen das kleine Weiler und die niedrige Hütte, in der er als verwundet so liebreich aufgenommen und verpflegt worden. Er hatte nicht gewußt, daß er diesem Orte so nahe sey, und eilte sogleich dahin, um seine gutherzigen Hauswirthe zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit klopfte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in sehr traurigen Umständen. „Ach, Herr Korporal," rief der alte Vater, obwohl er die glänzende Offiziersuniform sah, „besuchen Sie uns auch in unserm Elende! Nun, das freut uns, das ist uns ein großer Trost." Die Hausmutter lag, von Kummer und Elend bleich und abgezehrt, krank zu Bette. Der eine Sohn, der Soldat ge-

wesen, verwundet, wieder geheilt, aber als unfähig ferner zu dienen entlassen worden, saß an ihrem Bette. Er stand sogleich auf, dem Herrn Hauptmanne die gebührende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann, der bei einem Nachbar ein Stadelthor ausbesserte, kam auch herbei, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und schüttelte ihm die Hand. Der Hauptmann setzte sich, und ließ sich erzählen. Der junge Zimmermann, der seine Eltern ernährte, hatte schon lange keine Arbeit gefunden. Weil es Krieg war, ließ man nichts mehr bauen. Es gab nur hie und da ein wenig Flickarbeit. Der Vater, der ehedem auch Zimmermann gewesen, aber nachher, weil ihm dieses Handwerk zu schwer wurde, ein Bote geworden, und nebenzu mit Eiern und dergleichen gehandelt, hatte wegen zunehmender Altersschwäche seinen Botendienst und Eierhandel aufgeben müssen. Die guten Leute waren in Armuth und Schulden gerathen, und es war an dem, daß ihr Haus, nebst einem kleinen Acker und einer Wiese, dem Meistbietenden verkauft werden sollten. Der sehr geschickte junge Zimmermann hatte sich mit einer sehr tugendhaften Bauerntochter verheirathen wollen, und man betrachtete sie bereits allgemein als seine Braut. Allein als der Bauer die nunmehr so herabgekommenen Vermögensumstände der Leute vernahm, gab er die Heirath nicht mehr zu.

Der Hauptmann bedauerte die arme, aber wahrhaft edle Familie von Herzen. „Ach, daß ich reich wäre,“ sagte er, „wie gern wollte ich Euch helfen! Allein unser Sold konnte uns schon seit langer Zeit her nicht mehr ausbezahlt werden. Das wenige Geld da — er zog seine Geldbörse heraus — ist Alles, was ich gegenwärtig habe. Nehmt es einstweilen; ich will sehen, was ich weiter für Euch thun kann.“ Er sprach ihnen Muth ein, ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, bot allen die Hand, und versprach bald wieder zu kommen. Die kranke Mutter war über den freundlichen Besuch so erfreut, daß sie sich von Stund' an besser fühlte; auch war die milde Unterstützung so zu rechter Zeit gekommen, und hatte sie so erquickt, daß sie nach wenigen Tagen schon wieder das Bett verlassen konnte.

Der Hauptmann überlegte auf dem Rückwege zur Mühle, ob er die guten Leute, seine Wohlthäter, die ihm das Leben gerettet, nicht aus ihrer gegenwärtigen Noth erretten könnte. Seinen rückständigen Sold zu erhalten, war, wie er wohl wußte, jetzt unmöglich. Er konnte, wie er auch nachsann, sich Niemand denken, der ihm Geld darauf vorstrecken würde. Er betete aus seinem frommen, kindlichen Gemüthe, das er auch im Getümmel des Krieges nicht verloren hatte, herzlich zu Gott, Gott wolle ihm eingeben, wie da zu helfen sey. Er

hatte ein ganz vortreffliches Pferd, das sein Eigenthum war, und für das er schon öfter zwanzig bis dreißig Louisd'or hätte haben können. Er beschloß, das Pferd, so lieb es ihm auch war, zu verkaufen, und künftig zu Fuße zu gehen. Denn es war nur eine Vergünstigung, daß die Offiziere von der Infanterie Pferde haben durften. Er kündete dem Soldaten, der das Pferd besorgte, den beschlossenen Verkauf des trefflichen Thieres an, worüber der Mann sehr betrübt wurde. Allein dieser Verkauf wollte nicht zu Stande kommen. Die übrigen Offiziere waren eben so wenig mit Geld versehen, als er, und auch sonst zeigte Niemand Lust, ein so theures Pferd zu kaufen, weil man nicht wußte, ob der Frieden zu Stande kommen werde, und man den Besitz eines schönen Pferdes zur Zeit des Krieges für höchst unsicher hielt. Die Verlegenheit des Hauptmannes, sein Pferd gut anzubringen, wurde noch größer. Es kam der Befehl, das Regiment solle auf einen bestimmten Tag an einem bezeichneten Orte eintreffen, indem der Waffenstillstand aufgekündet und der Krieg neuerdings ausgebrochen sey. Er war schon entschlossen, das Pferd dem Müller um den halben Preis zu verkaufen. Allein in der folgenden Nacht wurde das Pferd aus dem Stalle gestohlen. Der Hauptmann war höchst bestürzt, nicht so fast über den Verlust des Pferdes, als wegen seiner Wohl-

thäter, für die er das Geld, das er zu lösen dachte, bestimmt hatte. Er konnte die Nacht darauf nicht schlafen, und betete recht von Herzen, Gott wolle den bedrängten Leuten auf eine andere Weise helfen.

Da hörte er den Hufschlag eines Pferdes, das sich in schnellem Trabe dem Hause näherte, und vor der Hausthüre still stand. Er glaubte, es komme eine Ordonanz an ihn, stand augenblicklich auf, machte Licht, ging hinab, öffnete die Thüre — und erblickte sein Pferd, das vor Freuden wieherte. Es war prächtig gesattelt und aufgezäumt, und mit einem Felleisen bepackt; allein Niemand saß darauf.

Der Roßdieb hatte das Pferd an einen feindlichen Offizier verkauft; allein das muthige Pferd, das sich nicht leicht bändigen ließ, hatte den Herrn, der wohl kein guter Reiter gewesen, abgeworfen, und war wieder dem alten, gewohnten Stalle zugelaufen. Der Hauptmann führte das Pferd sogleich in den Stall, gab ihm Futter, und nahm das Felleisen mit auf sein Zimmer. Aus den Papieren, die es enthielt, sah er, daß er den feindlichen Offizier kenne. Der Hauptmann hatte, sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes, den Auftrag erhalten, sich mit ihm über die Gränzlinie zwischen beiden streitenden Heeren zu unterreden. Der fremde Offizier, dem das Pferd äußerst wohl gefiel, hatte es ihm abkaufen wollen. Allein damals war das Pferd dem Hauptmanne nicht feil. Es war nicht

zu bezweifeln, daß der schlaue Herr sich durch einen verdächtigen Menschen, den man in der Gegend erblickt hatte, das Pferd dennoch zu verschaffen gewußt. In dem Felleisen befanden sich mehrere Rollen Geld, theils in Gold, theils in Silber. „Gott sey Dank!“ rief der Hauptmann, „Gott hat den armen Leuten geholfen. Das Geld ist, nach dem beiderseits bestehenden Kriegsrechte — Kriegsbeute; denn als mein Pferd gestohlen wurde, war der Waffenstillstand bereits aufgekündet, und der Krieg hatte aufs Neue wieder angefangen. Doch ich will keinen Heller von dem Gelde; Alles soll den guten Leuten, meinen Wohlthätern, zu gut kommen.“

Schon vor Anbruch des Tages ritt der Hauptmann eilig zu seinen guten Landleuten, ließ ihre Gläubiger und den Gemeindevorstand rufen, setzte sich an den Tisch, und bezahlte alle Gläubiger. Nachdem Alles berichtigt war, kam der Vater der Braut, und erklärte, er habe nun keine Einwendung mehr gegen die Heirath, sondern freue sich vielmehr darüber. Der Hauptmann wollte die Braut sehen. Die Mutter kam mit der Tochter. Die Tochter, ein blühendes, verständiges und sittsames Landmädchen, trat sehr schüchtern und verschämt, aber bräutlich gekleidet in die Stube. Der Hauptmann erinnerte sich, daß er sie schon öfter gesehen habe. Sie hatte ihm, als er so schwer verwundet danieder gelegen, von Zeit zu Zeit dienliche Speisen ge-

bracht. Er wünschte nun dem Brautpaare Glück, und gab ihm von dem Gelde, das ihm noch übrig geblieben, zwei hundert Gulden als ein Hochzeitgeschenk. „Ich bin überzeugt,“ sprach er zum Bräutigam, „daß ihr das Meiste davon zum Besten Eurer alten Eltern verwenden werdet.“ Das Brautpaar, und die Eltern des Bräutigams und der Braut, waren höchst erfreut und dankten dem edelmüthigen Offizier mehr mit Freudenthränen als mit Worten. Der Hauptmann aber sagte: „Ihr habt mir mehr Gutes gethan, als ich Euch thun kann. Es ist eine süße Pflicht gegen Wohlthäter dankbar zu seyn. Euer Wort geht nun in Erfüllung: „Wer barmherzig ist gegen die Menschen, der findet in der Noth bei Gott auch Barmherzigkeit.“

„Ich bedauere,“ sprach er noch, indem er aufstand, um zu gehen, „daß ich nicht bei der Hochzeit seyn kann! Ladet aber anstatt meiner alle Eure Nachbarn dazu ein, die mich so reichlich mit Lebensmitteln versehen haben. Lebet wohl, und betet für mich!“ Er saß auf das Pferd und sprengte davon. Alle wünschten ihm noch tausend Glück und Segen auf den Weg.

Der edle Hauptmann machte aber noch einen Besuch. Er ritt vor das Haus des Landarztes, der ihn geheilt hatte, stieg ab, bezeigte ihm noch einmal seinen Dank, und drückte ihm den Rest der Kriegsbeute, ein Dutzend blanke Dukaten, in die Hand. „Sie waren so edelmüthig,“ sprach er, „mich ganz unentgeltlich zu

besorgen; verschmähen Sie aber dennoch diese kleine Erkenntlichkeit nicht.“ Er schwang sich eilig wieder auf sein Pferd, und ritt im Galoppe weiter.

Sogleich als er in seinem Quartiere angelangt war, erhielt er, vier und zwanzig Stunden früher als Anfangs bestimmt worden, den Befehl zum Aufbruche, und zog mit seiner tapfern Kriegsschaar wieder muthig zu Feld.

10.

Die Eltern und der Bruder des Hauptmanns.

Während der Hauptmann im Felde stand, für sein Vaterland kämpfte, und sich tausend Gefahren und Beschwerden aussetzte, übernahm sein Bruder Jakob die Werkstätte und das Haus des Drechslermeisters, bei dem er gelernt hatte. Ueberdies gab ihm der alte, rechtschaffene Meister, der mit ihm äußerst zufrieden war, seine Tochter Elisabeth, eine sehr treffliche wohlerzogene und wohlgestaltete Jungfrau, zur Ehe. Jakob erhielt das ganze Vermögen, und wurde Bürger und Familienvater. Er bewies gegen den alten Vater seiner Ehegattin, deren Mutter schon längst gestorben war, die nemliche Liebe, wie sie selbst. Beide hielten ihn in Ehren, und verpflegten ihn bis an sein Ende.

Nachdem der alte Mann gestorben war, nahm Jakob seine beiden alten Eltern zu sich, und seine Ehefrau war nun gegen seine Eltern eben so liebevoll, als er es gegen ihren Vater gewesen. Die alten Eltern und das junge Ehepaar lebten in solcher Eintracht und Liebe miteinander, daß ein Fremder nicht zu erkennen gewußt hätte, ob Jakob der Sohn oder Elisabeth die Tochter der alten Leute, oder welches von beiden bloß Schwiegersohn oder Schwiegertochter sey.

So zufrieden und vergnügt, und in so seliger Eintracht diese fromme, tugendhafte Familie lebte, so fehlte es ihr doch auch nicht an Leiden. Die Stadt war während des Krieges in die Gewalt des Feindes gefallen, und blieb nebst der ganzen Gegend umher beständig von den feindlichen Kriegern besetzt. Die Kriegslasten waren fast nicht mehr zu ertragen; die Zahlungen und mancherlei Lieferungen fast nicht mehr zu erschwingen. Dazu kamen noch die vielen Einquartierungen, die auch große Kosten und nicht geringe Unbequemlichkeiten verursachten. Endlich erscholl die frohe Botschaft: „Es ist Friede!“ und Alles freute sich.

Die Freude der guten alten Eltern war jedoch von Wehmuth getrübt. Sie hielten ihren lieben Sohn noch immer für todt. Er hatte zwar öfter geschrieben, allein die Briefe waren, weil die Stadt sich noch immer in feindlicher Gewalt befand, nicht angekommen. Als die alte Mutter den frohen

Jubel über die Friedensnachricht vernahm, seufzte sie und sagte: „Ach, daß Johannes noch lebte!“ — „Ja,“ sagte der alte Vater, „dann würde eine große Freude auf uns warten!“ Dem Jakob standen die Thränen in den Augen. „Der gute, gute Bruder Johannes!“ sagte er; „Ach für mich ist er Soldat geworden — für mich eines blutigen Todes gestorben. Gott wolle es ihm im Himmel vergelten.“

Nachdem die letzten fremden Krieger aus der Stadt abgezogen waren, wurde auf den nächsten Sonntag ein Dankfest veranstaltet. Man zierte die ehrwürdige, alterthümliche Kirche der Stadt mit grünen Maien; die Säulen wurden mit frischem Laube umwunden, und der Altar mit Blumen geschmückt. Schon am frühen Morgen verkündeten alle Glocken den erfreulichen Festtag. Es war ein herrlicher, heiterer Morgen, der den schönsten Tag versprach. Zur bestimmten Stunde riefen die Glocken zum feierlichen Gottesdienste. Alle Einwohner der Stadt wanderten in Schaaren, aus allen Straßen und wie an den höchsten Festtagen in ihren besten Kleidern, der Kirche zu. Auch Jakob und seine Ehegattin und ihre Eltern gingen — wiewohl mit schwerem Herzen! — dahin. Als das hohe Te Deum angestimmt wurde, und alles Volk mit Herz und Mund zu singen anfing: „Herr und Gott, wir loben Dich!“ und Orgelton und Posaunenschall den tausendstimmigen Gesang begleiteten,

schluchzte die alte Mutter laut; nur konnte man es vor den mächtigen, von dem Gewölbe wiederhallenden Tönen des Gesanges, der Orgel und Posaunen, der Trompeten und Pauken nicht hören. Nur einige Bürgersfrauen, die der weinenden Mutter zunächst knieten, bemerkten ihren Jammer und hatten herzliches Mitleid mit ihr. Der alte Vater hatte sich hinter eine mit Laub umkränzte Säule gekniet, um ungestört weinen zu können. Jakob in seinem Kirchenstuhle verhüllte sein Gesicht in sein weißes Tuch.

In der ganzen Stadt wurde in jedem Hause auf Mittag, wie am Ostertage oder einem ähnlichen hohen Festtage, eine festliche Mahlzeit bereitet. Auch Jakobs Hausfrau hatte für ein reichliches Mittagsmahl gesorgt, und, was des Jahres kaum dreimal geschah, Wein aufgestellt. Allein Vater und Mutter und Jakob zeigten wenig Lust zu essen und zu trinken. Elisabeth sprach: „Trocknen wir unsere Thränen!“ wiewohl ihr selbst die hellen Thränen über die Wangen flossen, und sie dieselben zu trocknen vergaß.

Auf den Abend wurden die Gasthöfe der Stadt zahlreich besucht. Jeder Bürger begab sich mit seiner Hausfrau, seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern dahin, indem er glaubte sich heute ein Vergnügen machen zu müssen. Die Zünfte der Handwerker erschienen auf ihren Herbergen. Reichere Bürger bewirtheten ihre ärmern Mitbürger. Die Fenster aller Gasthöfe waren hell erleuchtet, und überall war Jubel und

Freude; doch herrschte überall die beste Ordnung, und der festliche Tag war durch kein Uebermaaß entweiht.

Jakob war mit seiner Hausfrau bei seinen Eltern zu Hause geblieben. In wehmüthige Gespräche vertieft, saßen sie betrübt um den Tisch. Da trat der ehemalige Lehrmeister ihres Johannes, Stadtrath Blank, ihr alter, treuer Hausfreund in die Stube. Er hatte Alters halben sein Handwerk aufgegeben, leistete aber, bei seiner Erfahrung, Einsicht und Redlichkeit, als ältester Stadtrath noch immer der Stadt gute Dienste. „Dacht' ich's doch," sprach der fröhliche Greis mit weißen Haaren, „ich werde euch so traurig beisammen finden. Das ist nichts! Heute ist ja die ganze Stadt fröhlich. Freuet euch im Herrn allzeit! Die Weinflasche hier auf dem Tische ist auch noch nicht angebrochen," sagte er, indem er sich setzte. „In der heiligen Schrift heißt es aber: „Dem Traurigen gib Wein!" Vereitelt den Sinn dieser Worte nicht, und trinkt, und ihr, Elisabeth, bringt mir auch ein Glas!" Er füllte die Gläser und stieß an. Sie aber sagten: „Ach, wenn nur Johannes mit uns hier am Tische säße! Ihn aber sehen wir auf Erden nicht mehr!" Da sprach der ehrwürdige Greis mit Ernst und Rührung: „Die Seligen im Himmel haben es besser, als wir hier auf Erden. Das Wiedersehen auf Erden ist wohl eine große Freude; noch größer aber ist die Freude des Wiedersehns im

Himmel. Diese Freude wartet noch auf uns; mit dieser Freude wollen wir uns trösten.«

Nach und nach wurden Alle, nicht so fast von dem Weine, als von den vernünftigen, trostreichen und erfreulichen Reden des herzlich wohlmeinenden alten Mannes heiterer, und zuletzt wohl gar fröhlich und vergnügt. Der kluge, treue Hausfreund hatte das Gespräch auf die angenehmsten Erinnerungen aus den vergangenen Zeiten geleitet, worüber alle ihres Kummers vergaßen.

„Es ist doch eine große Wohlthat Gottes,« sagte er, „daß in traurigen Stunden die Erinnerung froher Tage uns erheitern und unser Herz mit Dank gegen Gott erfüllen kann; noch eine größere Wohlthat Gottes, die alle Schmerzen stillt, ist die selige Hoffnung eines bessern Lebens in jener Welt bei Gott!«

11.

Der Major.

Am Morgen des folgenden Tages wurde in der Stadt bekannt gemacht: Eines der Regimenter, die nunmehr siegreich aus dem Felde zurückkehrten, werde gegen Abend einrücken und hier übernachten. — Alle Bürger wetteiferten, es wohl zu bewirthen, zumal es eben das Regiment war, dessen Mannschaft

aus der Stadt und der Gegend ausgehoben worden. Bürgermeister und Rath, und die Geistlichkeit begaben sich vor das Thor, um die tapfern Krieger, die nach einem so lang währenden, blutigen Kampfe endlich gesiegt hatten, freundlich zu bewillkommen. Die Schulkinder, die Knaben mit Lorberzweigen in den Händen und die Mädchen mit Blumen bekränzt, zogen ihnen entgegen. Eine Menge Volkes hatte sich vor dem Stadtthore versammelt. Da die Bewohner seit Jahren nur fremde Uniformen gesehen hatten, so schlug ihnen, als sie wieder die vaterländischen Fahnen mit den blauen und weißen Farben von Weitem wehen sahen, freudig das Herz; und als die Feldmusik den ihnen so bekannten Kriegsmarsch spielte, so brach bei diesen befreundeten Tönen alles Volk in lauten Jubel aus, und viele weinten vor Freude.

Meister Jakob und seine Eltern waren nicht vor das Thor gegangen; sie hatten wohl Freude über die Zurückkehr des Heeres; allein die Traurigkeit über den Verlust desjenigen Kriegers, der ihnen der liebste war, schlug doch vor. Als sie indeß die laute, muthig und mächtig ertönende Feldmusik der einrückenden Kriegsschaaren vernahmen, eilten sie an die Fenster der obern Stube, und sahen den Zug die Straße der Stadt herauf kommen. Die Musik ließ abwechselnd die sanftesten, lieblichsten Töne der Blasinstrumente vernehmen, und dann fiel wieder der Donner der Trommeln und die vollständige Kriegs-

musik ein. Alle Soldaten hatten ihre Helme mit grünem Eichenlaube geschmückt. Zu beiden Seiten der Straße standen gedrängte Schaaren Volkes. Aus den Fenstern aller Häuser begrüßten tausend Hände sie mit weißen Tüchern. Jakob und seine Eltern brauchten aber ihre Tücher mehr dazu, ihre Thränen zu trocknen.

Als der Zug vor Jakobs Hause vorüberziehen wollte, gebot der kommandirende Offizier, der auf einem prächtigen Pferde voraus ritt und rechts und links mit dem entblößten Degen die Grüße erwiederte, plötzlich: „Halt!“ sprang vom Pferde, eilte in Jakobs Haus, und stand, ehe man sichs versah, in der Stube. Alle in der Stube erstaunten. Jakob aber schrie laut auf: „Gott im Himmel! Es ist Bruder Johannes!“ Die alte Mutter sank ohnmächtig ihrer Schwiegertochter in die Arme. Der alte Vater stand vor Freudenschrecken wie erstarrt da.

Johannes war es wirklich. Es brauchte lange, bis Mutter, Vater und Bruder von der so ganz und gar unerwarteten Freude sich wieder erholten. Der schnelle Uebergang von tiefer Traurigkeit zur höchsten Freude war für sie zu angreifend. Doch nach und nach erholten sie sich. Der liebevolle Sohn umarmte Vater und Mutter, Bruder und Schwägerin. Er und alle vergossen Freudenthränen. Die Mutter konnte noch immer nicht reden, sondern nur weinen. Alles war ihr wie ein Traum. Sie konnte kaum die Worte hervorbringen: „Mir

ists, ich sey nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel.« Der Vater hielt beständig die Hände gefaltet und wiederholte, zum Himmel blickend, nur immer die Worte: „Mein Gott! Mein Gott! Wie danke ich Dir, daß ich dies noch erlebt habe!« „O Bruder, liebster Bruder!« sprach Jakob, „wie viele Thränen habe ich dir nachgeweint! O Gott Lob, daß du noch lebst; wir alle hielten dich für todt! Mit tief betrübtem, aber eben so dankbarem Herzen habe ich deiner Liebe zu mir beständig gedacht! Nun, Gott hat das Opfer, das du mir gebracht hast, herrlich gesegnet, und uns alle hoch erfreut! Mit Ruhm und Ehre kehrest du zurück. Ihm sey Dank!«

Die junge Frau konnte kaum glauben, der prächtig gekleidete Herr Offizier sey jener Schreinerjunge, der, als sie noch ein kleines Mädchen war, gar oft in dieses ihr väterliches Haus gekommen, um seinen Bruder zu besuchen. Sie brachte dem verehrten Herrn Schwager ihre zwei Kinder; sie führte das Knäblein an der Hand, und trug das Mädchen auf dem Arm. „Küßt doch dem Herrn Onkel die Hand!« sagte sie. Die Kinder waren aber noch zu jung, um zu begreifen, wer der Herr sey. Sie thaten etwas scheu; erst nach und nach wurden sie ein wenig zutraulicher. Der Knabe rief: „Soldat! schenk mir deinen Säbel!« Das Mädchen streckte das Händchen nach dem funkelnden Ordenskreuze aus.

Endlich setzten sich Alle zusammen und der Sohn

sollte nun den Eltern erzählen. Er war Major bei dem Regimente; weil aber der Oberst sich zu seiner Familie begeben hatte, und der Oberstlieutenant von seinen Wunden noch nicht ganz hergestellt war, so führte er das Kommando. Er hatte seinen Eltern geschrieben, um sie von seiner Ankunft vorläufig in Kenntniß zu setzen; bedauerte aber herzlich, daß sein Brief noch nicht angekommen sey. Sonst, sagte er, wäre er gewiß nicht so unangemeldet herein getreten.

Die Freude der Eltern, ihren geliebten Sohn, so verdienstvoll und hochgeehrt wieder zu sehen, die Freude des Sohnes, seine geliebten Eltern noch lebend getroffen zu haben, läßt sich nicht beschreiben. Der alte Vater sagte: „Eltern haben in dieser Welt keine größere Freude, als daß ihre Kinder in Wahrheit aller Ehre würdig wandeln.“ Der Sohn sprach: „Jede Ehre, jede Freude ist dankbaren Kindern noch einmal so groß, weil sie dadurch ihren Eltern Ehre und Freude machen.“

12.

Eine Freudenmahlzeit.

Als der Major eben im eifrigsten Erzählen begriffen war, trat der Bürgermeister, in schwarzer Amtskleidung, und mit goldener Kette geziert, herein,

wünschte den Eltern Glück, und versicherte, daß die ganze Stadt sich freue und sich geehrt fühle, einen Mann, der einen Theil seiner Jugendbildung dahier erlangt habe, zu so hoher Ehre befördert zu sehen. „Erst nachdem Sie, Herr Major, sich so schnell in dieses Haus begeben hatten,“ sprach er, „habe ich von einem der Herren Offiziere vernommen, daß Sie der Sohn dieser ehrwürdigen Eltern seyen. Denn wirklich habe ich Sie nicht mehr gekannt. Doch kommen Sie jetzt mit mir! Es sind für Sie in meinem Hause die besten Zimmer bereitet. Ich komme, Sie dahin abzuholen. Auf den Abend haben wir, in dem ersten Gasthofe der Stadt, für Sie und alle Herren Offiziere eine Mahlzeit veranstaltet, bei der zu erscheinen die angesehensten Männer der Stadt sich zur Ehre rechnen. In den übrigen Gasthöfen werden die Unteroffiziere bewirthet. Alle Soldaten sind, wie ich hoffe, recht gut bei den Bürgern einquartirt. Wenn es Ihnen gefällig ist, so kommen Sie mit mir, von Ihren Zimmern Besitz zu nehmen.“

Der Major bezeigte dem Herrn Bürgermeister, der für Alles so gütig gesorgt hatte, den herzlichsten Dank, und sagte weiter: „Diesem meinem Danke habe ich jedoch zwei Bitten beizufügen. So sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, in dem Hause des verehrten Herrn Bürgermeisters dieser Stadt zu wohnen, so muß ich doch bitten, hier in diesem Hause, bei meinen lieben Eltern und Geschwistern, wo ich mich

gleich selbst einquartirt habe, bleiben zu dürfen; ich wußte noch von alten Zeiten her, daß die obere Stube hier für Besuche und Gäste ganz ordentlich eingerichtet sey. Von der Einladung zu der Mahlzeit werde ich mit Freuden Gebrauch machen; doch bitte ich zu erlauben, daß ich meine lieben, alten Eltern hier mitbringen darf.«

»Nicht nur diese,« sagte der Bürgermeister; „auch Ihren Bruder müssen Sie mitbringen und Ihre Frau Schwägerin. Er ist einer der würdigsten Bürger unserer Stadt, und sie ist, so wie sie immer eine der tugendhaftesten Jungfrauen war, eine der besten Hausfrauen der ganzen Stadt. Doch — Sie, Herr Major, und die werthen Ihrigen haben sich noch Vieles zu sagen und zu erzählen. Ich will sie nicht länger stören. Abends sieben Uhr werde ich aber wieder kommen, Sie zur Mahlzeit abzuholen.« Er verbat sich alle Begleitung, und eilte schnell die Stiege hinab.

Der Bürgermeister kam, von zwei Stadträthen begleitet, auf die Minute, den Major und die ganze Familie abzuholen. Mit Staunen traten des Majors Eltern in den großen, hell erleuchteten und mit Blumen geschmückten Saal. Die eingeladene zahlreiche Gesellschaft, die Offiziere, so wie die Beamten und die Geistlichen und die angesehensten Bürger der Stadt, waren bereits versammelt.

Der Major erblickte sogleich bei seinem Eintritte, zu seiner großen Freude, Herrn und Frau von Flint,

und den Pfarrer und Schullehrer von Waldau, denen er so viel zu danken hatte. Der Bürgermeister hatte ihnen einen reitenden Boten geschickt, sie in einigen Zeilen freundlich eingeladen, und Herr von Flint hatte sogleich einen viersitzigen Wagen anspannen lassen, und auch den Pfarrer und Schullehrer mit hieher genommen. Die Freude des Majors, diese seine Wohlthäter wieder zu sehen, war unbeschreiblich. Sie hatten zwar sehr gealtert; allein ihre Freude, daß der arme Knabe, dessen sie sich einstens so liebreich angenommen hatten, ein so ausgezeichneter Mann geworden, verjüngte sie gleichsam. „Es ist doch ein herrliches Gefühl," sagte Herr von Flint zu seiner Frau, zu dem Pfarrer und dem Schullehrer, „wenn man in seinen alten Tagen auf sein vergangenes Leben zurückblickt, und sich sagen kann: „Wir haben nicht ganz vergebens gelebt."

Mehrere Stadträthe, die mit dem Major als einem aufblühenden Jünglinge wohl bekannt, und seine Jugendfreunde gewesen, hatten auch große Freude, grüßten ihn auf das Freundlichste und wünschten ihm Glück; und er drückte einem Jeden die Hand. Vor Allen aber freute sich der alte Stadtrath Blank, daß sein ehemaliger Lehrling zu so hohen Ehren gelangt sey; und der Major umarmte ihn mit inniger Rührung und Dankbarkeit.

Bei der Mahlzeit mußten die Eltern des Majors, der die erste Stelle einnahm, zu seinen beiden Sei-

ten sitzen. Alle Gäste waren höchst fröhlich und vergnügt. Der Vater und die Mutter des Majors konnten vor Freude fast nicht essen. Die Mutter mit ihren thränenvollen Augen und von dem Glanze der vielen Lichter und dem Glanze des Silbers auf der festlichen Tafel fast geblendet, wußte noch immer nicht, ob sie wache oder träume. Alle, die zugegen waren, nahmen an der Seligkeit der hocherfreuten Eltern herzlichen Antheil, doch Niemand mehr, als Herr und Frau von Flint, und der Pfarrer und Schullehrer von Waldau.

Während der Mahlzeit kam das Gespräch, wie leicht zu erachten, auf Erziehung und Unterricht. Nachdem die anwesenden, einsichtsvollen und erfahrenen Männer viel Treffendes darüber gesagt hatten, sprach Herr von Flint: „Wo, in einer Stadt oder in einem Dorfe, Eltern, Lehrer und Seelsorger zusammen wirken, da bringen Erziehung und Unterricht reichlichen Segen. Die beiden Brüder, der verehrungswerthe Herr Major und dessen würdiger Bruder, sind davon augenscheinliche Beweise. Dem Herrn Major, der sich vom gemeinen Manne zu einem hohen Offiziere erschwungen hat, geben alle Offiziere das Zeugniß, daß er in seiner ganzen militärischen Laufbahn sich durch Einsicht, Tapferkeit, Treue und Genauigkeit im Dienste, durch edles, würdiges Benehmen, durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet habe. Sogar der König

wurde aufmerksam auf ihn, und hat ihn mit dem Ordenskreuze des Militärverdienstordens geehrt. Der Bruder des Herrn Majors bewährte sich, wiewohl in einem stillern, nicht so ruhmvollen, aber im Grunde eben so ehrenwerthen Berufskreise, als einen eben so trefflichen Mann. Er macht seinen Eltern eben so viele Ehre und Freude, als sein Herr Bruder. Er ist, wie die ganze Stadt bezeugt, ein guter Sohn, ein treuer Ehegatte, ein liebevoller Vater seiner Kinder; ein geschickter, unermüdet fleißiger Arbeiter; einer der besten Bürger, voll Liebe und Anhänglichkeit gegen König und Vaterland, dienstfertig und gefällig gegen Jedermann, und vorzüglich sehr wohlthätig gegen seine ärmern Mitbürger. Jeder guten Anordnung redet er das Wort, bietet die Hand dazu, und geht mit seinem Beispiele voran. Er lebt im Wohlstande und ist allgemein geehrt. Wir sehen da, was eine gute Schule vermag, wenn sie von der häuslichen Erziehung unterstützt wird. In der Schule erhielten die beiden Brüder die Anleitung zu einem religiösen und sittlich guten Leben, und den ersten Unterricht in all Demjenigen, was Kindern für ihr künftiges Leben nothwendig war. Der Verstand der Knaben wurde geweckt; sie erwarben sich Vorkenntnisse, ihren Verstand weiter zu bilden. Die gute Erziehung, die ihnen ihre frommen, christlichen Eltern gegeben, die wahre Gottesfurcht, die tiefe Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote, die heilige Scheu vor Allem, was böse und un-

recht ist, die ächte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihnen die Eltern durch Wort und Beispiel eingeflößt haben, legten den Grund, aus dem die Tugend, die wir an ihnen ehren, emporwuchs. Dadurch wurden diese zwei Brüder vor den Abwegen, worauf die Jugend, und wohl auch Männer, so leicht verleitet werden können, bewahrt; dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, alle Pflichten ihres Berufes getreulich zu erfüllen, und die Widerwärtigkeiten des Lebens standhaft zu ertragen. Dadurch wurde dieses Brüderpaar zu so edlen Männern. — Mit der Bildung des Verstandes allein ist es nicht gethan; das Herz muß in eben dem Maaße gebildet werden. Einseitig gebildete Verstandesmenschen arten aus, werden kalt gegen alles Gute, und nur um so gewandter, Böses zu thun; fromme, wohlwollende Gefühle ohne gründlichen Unterricht führen auch nicht sicher zum Ziele, sondern zu mancherlei Irrthümmern und Mißgriffen. Religion allein, recht erkannt und treu ausgeübt, bewahrt vor solcher Einseitigkeit und Halbheit, und kann Verstand und Herz in Einklang bringen; sie allein ist der sichere, feste Grund aller wahren Bildung. Die Hauptsumme aller Weisheit bleibt daher: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn dies macht erst einen ganzen Menschen.“

Am Ende der Mahlzeit stand der Bürgermeister auf, um auf das Wohl des Herrn Majors zu trinken, dessen Bruder, und die werthen Eltern, die so treff-

liche Söhne erzogen hatten, mit eingeschlossen. Alle Gäste an der Tafel erhoben sich, stimmten ihm mit lautem Jubel bei, und stießen die Gläser an, daß sie beinahe brachen. Unter eben so großem Jubel, wurde die Gesundheit des Herrn und der Frau von Flint, des Herrn Pfarrers und Schullehrers von Waldau, Meisters Blank und aller Wohlthäter und Freunde des Majors ausgebracht. Hierauf wurde auf das Wohl eines Jeden der anwesenden Offiziere getrunken.

Nun ließ der Major den Bürgermeister, die Stadträthe, die Geistlichen, Beamten und Bürger der Stadt, in der er so viel Gutes genossen hatte, hoch leben. Der Stadtpfarrer, ein wahrhaft hochwürdiger Mann, der erst seit kurzer Zeit die Stadtpfarrei angetreten hatte, äußerte den frommen Wunsch: „Gott, der diesen furchtbaren Krieg gnädig geendet, wolle nun über diese Stadt, das Königreich, ganz Deutschland, und alle Völker der Erde alle Segnungen des Friedens ausgießen!“ Die Mahlzeit endete mit dem feierlichen dreimal wiederholten Rufe: „Hoch lebe der König!“

Inhalt.

	Seite
Das Blumenkörbchen	1
Die zwei Brüder	73

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 6

Augsburg 1841

Bibl.Mont. 789-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713794-3